

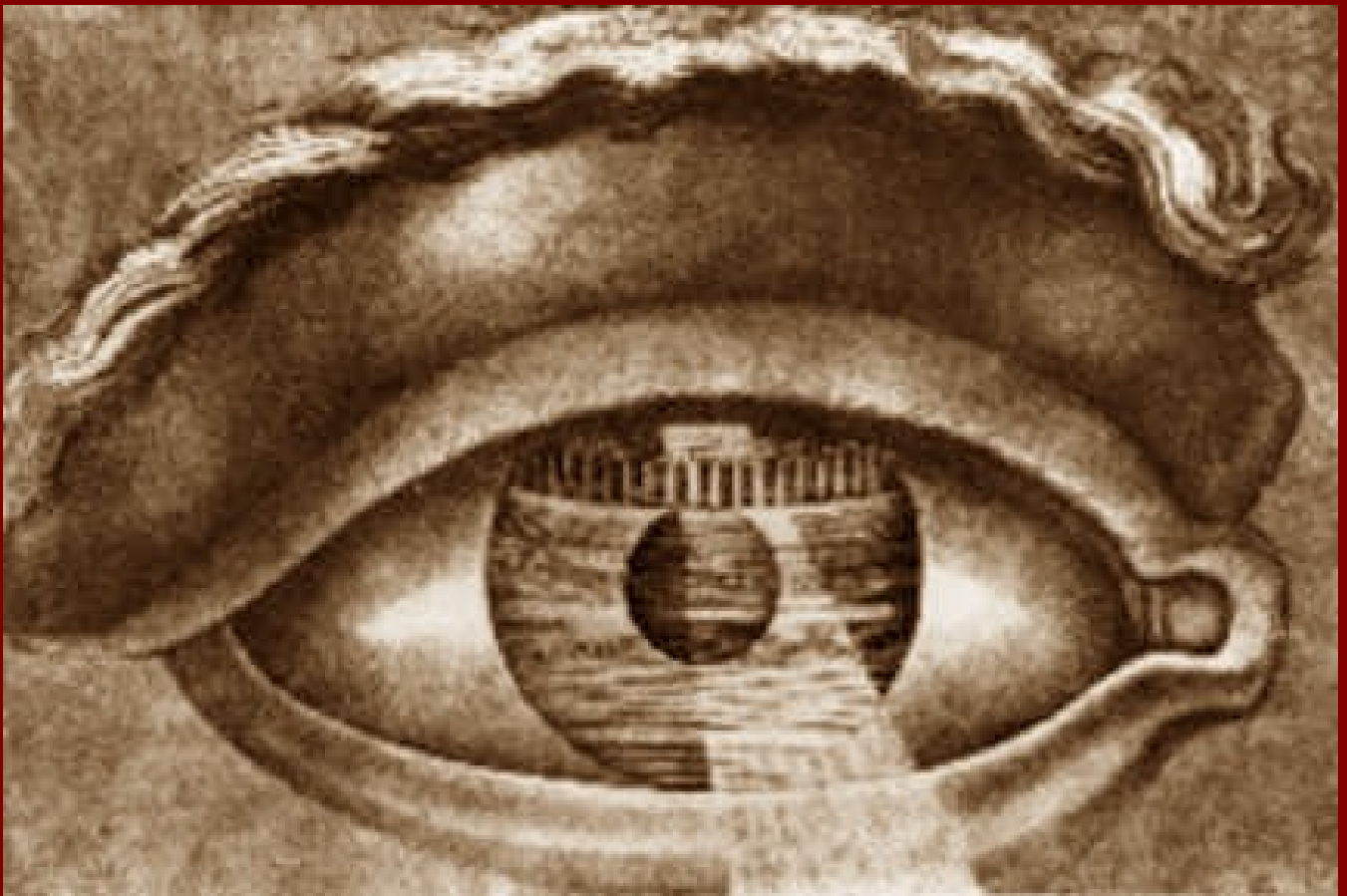
Dr. Harald Wasser

Im Auge des Betrachters

Systemtheoretische Phänomenologie

Aus der Reihe

Materialien zur Philosophie & Soziologie



© Refrath bei Köln im Februar 2007/V.2

(Vollständig überarbeitete Manuskript-Fassung)

Der vorliegende Text wurde so angelegt, dass er neben der engeren Fachdiskussion auch Studierende (vor allem der **Philosophie, Soziologie** sowie der **Literaturwissenschaften**) bei der Anfertigung von **Hausarbeiten und Referaten** unterstützen können sollte. Gerade daher sei nochmals darauf hingewiesen, dass online veröffentlichte Texte voll zitierfähig sind, sofern folgende Angaben *aus dem Text* entnommen und genannt werden: Der Autor, der Titel, die Bezugsquelle (es reicht die Angabe der Domain bzw. des Verlags, wobei die Domain in jedem Fall hinzugenommen werden muss, da sie die in Printausgaben übliche Ortsangabe vertritt), die im Text genannte Jahreszahl und – sofern vorhanden – die von dieser durch Schrägstrich getrennte Versionsnummer. (Die »Versionsnummer« – statt der »Auflage« – ist ein Merkmal ausschließlich von Presseveröffentlichungen, da diese – im Gegensatz zu Printausgaben – ohne großen Aufwand modifiziert und also in kürzeren Abständen in veränderter Version veröffentlicht werden können). Als authentische Bezugsquellen (per Download) gelten alle im Handelsregister geführten Verlagsseiten im Internet. Geschieht der Download von unklarer Quelle, so kann die Authentizität von Onlineveröffentlichungen durch Anwahl der vom Autor im Text genannten Authentizitätsseite geprüft werden. Im vorliegenden Fall lautet diese »hauptsache-philosophie.de«.

Inhaltsverzeichnis

Zur systemtheoretischen Konstitution von Gegenständen.....	4
Jenseits des Erlebens.....	6
Das Horizontmodell des Sinns.....	9
Sinn und Zeit.....	9
Systemtheoretische Morphologie.....	13
Systemtheoretischer Neo-Dekonstruktivismus versus Phänomenologie.....	15
»Différencen«.....	15
Singularitäten.....	19
Différance und SinnZeit.....	23
Beschreibung und Wahrheit.....	26
Privilegierte Beobachter.....	30
Die Referenz der Beobachtung.....	32
Hinweise zur Literatur.....	33

Im Auge des Betrachters

Zur systemtheoretischen Konstitution von Gegenständen

Innerhalb der Systemtheorie kann »Phänomenologie« anders als bei Husserl nicht bedeuten, sich mit Phänomenen zu beschäftigen, sofern sie einem erlebenden Bewusstsein gegeben sind. »Systemtheoretische Phänomenologie« kann nur glücken, weil jedem Beobachter – gleichgültig, ob es sich um ein Bewusstsein handelt oder um ein Kommunikationssystem – immer in irgendeiner Weise Phänomene gegeben sind. Und: weil sich das beobachten lässt.

Jede [konstruktivistische Theorie](#) steht vor der Notwendigkeit, erklären zu müssen, wie man sich die Konstruktion ihrer Gegenstände – seien es Systeme, Medien, Operationen oder was auch immer – vorstellen können soll, wenn nicht davon ausgegangen werden kann, dass es sich dabei um etwas handelt, das unabhängig vom Beobachter beziehungsweise der beobachtenden Theorie besteht. Luhmann hatte als Antwort den Weg der Phänomenologie empfohlen. Und natürlich hatte er dabei zunächst an Husserl gedacht.¹

Wenn man sich aber vor Augen führt, dass Luhmanns Systemtheorie nicht mehr davon ausgeht, dass die Konstitution von »Welt« nur im Horizont eines »Und-so-Fort-des-Erlebens« geschehen kann, taucht die Frage auf: Was kann Phänomenologie noch heißen, wenn sie annimmt, dass es auch Beobachter gibt, die gar nicht in der Lage sind, zu erleben, bewusst wahrzunehmen oder zu denken? Dergleichen gilt ja z.B. für Kommunikationssysteme. Es geht also um die Frage, was das sein kann: eine systemtheoretische Phänomenologie? Und wo könnten die Vorteile eines phänomenologischen Ansatzes für ein konstruktivistisches Konzept liegen?

Phänomene entsprechen nicht irgendwelchen »Dingen« oder irgend einem »festen Sein« oder einem »Substrat«. Phänomene (ver)wandeln sich vielmehr im Auge des Betrachters: Der nachmittelalterliche Astronom spricht immer noch von »der Erde«, auch, wenn er damit nun einen rekonstituierten Gegenstand meint, der als Planet nicht mehr im Zentrum anderer Planeten steht, der nicht mehr als Scheibe betrachtet werden kann und in dessen Semantik so etwas wie ein Begriff der »Erdanziehung« eingedrungen ist. Gerade mit Bezug auf die Änderung der Semantik bei gleich bleibendem Wortgebrauch (die »Erde«) wird aus phänomenologischer Perspektive erahnbar, dass Phänomene ganz offenbar keinem unwandelbaren Sein entsprechen können und es auch wenig Sinn machen würde, »hinter ihnen« eines zu vermuten. Mit rekonstituierten Phänomenen verhält es sich also wie mit Metamorphosen: In irgend einer Form wird eine (metamorphotische) Identität gewahrt, weshalb man im Alltag wie in den Wissenschaften dann ganz unbefangen weiterhin von der »Erde«

¹[Hinweise](#) zur Literatur finden sich am Ende des Essays.

sprechen wird, obwohl das rekonstituierte Phänomen nachhaltig mit theoretischen Implikationen überzogen wurde, die alle, Stück für Stück, in seinen Begriff, seine Semantik einsickern werden, bis es sich möglicherweise so weit von dem, was zuvor gemeint war, entfernt hat, wie ein Schmetterling sich von der Raupe entfernt hat.

Ähnlich erging es dem von Columbus entdeckten »Indien«, das sich als Amerika »entpuppte«, womit klar wurde, dass, wer immer von Europa westwärts nach Indien möchte, eine Passage wird finden müssen. Aber für längere Zeit hatte man es doch für Indien gehalten? *Macht es Sinn, die Sache so darzustellen, als habe es sich »eigentlich« immer schon um Amerika gehandelt und man habe sich nur geirrt? Eine solche Sichtweise müsste davon ausgehen, dass es ein »Amerika an sich« oder sonst irgend etwas vom Beobachter beziehungsweise von aller Erkenntnis Unabhängiges gibt, ein »eigentliches Amerika«, das mal falsch und mal richtig erkannt wird.* Wurde hier also lediglich die irrtümliche Darstellung eines erkenntnisunabhängigen Seins (des »wahren Indien« beziehungsweise des »wahren Amerika«) korrigiert? Der *operative Konstruktivismus* verzichtet gerade auf Grund seiner phänomenologischen Herangehensweise auf die Unterstellung eines »beobachterunabhängigen Seins« beziehungsweise eines »an sich« und betrachtet stattdessen jedweden Gegenstand immer als ein Phänomen, das unabhängig oder vor seiner phänomenologischen Konstruktion/Beobachtung überhaupt nicht besteht. Für diesen Weg spricht neben einer aktuellen erkenntnistheoretischen Ansprüchen genügenden Theorie-Konsistenz, dass gerade im Umgang mit diesen an Columbus veranschaulichten *semantischen und phänomenologischen Metamorphosen*, in diesen *Möglichkeiten eines phänomenologischen Umschlags*, der besondere Reiz *phänomenologischer Forschung* liegt.

Es empfiehlt sich also, Phänomenologie nicht als eine Methode zu betrachten, die sich (wie beim frühen Carnap) damit begnügt, Subjektives per sprachlich abgefasstem Protokollsatz zu objektivieren (Intersubjektivität). Phänomenologie heißt vielmehr und weit darüber hinausgehend, dass sich der Beobachter zunächst auf etwas wie auch immer Erscheinendes einlässt und dabei berücksichtigt, dass dieses Erscheinende beschrieben werden kann, obwohl es sich nicht einfrieren, nicht auf ein festes Sein, nicht einmal auf ein festes, unwandelbares »Erscheinen« oder »Bedeuten« kondensieren lässt. Die Identität des Erscheinenden kann also nicht vom Gegenstand herrühren, geschweige: garantiert werden. Sie muss vielmehr unausweichlich vom Beobachter mitkonstruiert werden und zwar über alle Verschiedenheiten und Veränderungen seiner Beobachtungen hinweg, solange ihm dies sinnvoll erscheint. Nur dann wird der Abendstern identisch mit dem Morgenstern. Oder umgekehrt mag irgendwann der Punkt kommen, an dem der Beobachter meint feststellen zu müssen, dass es sich nun doch nicht mehr um dasselbe »Objekt« handelt und dass er anerkennen muss, dass es sich nicht um Indien, sondern um ein anderes Land, ja, einen anderen Kontinent handelt. Eine zeitlang mag man die Unterschiede zwischen dem, was später Amerika heißen wird, und dem, was noch Indien heißt, mit Hilfsannahmen – etwa der Entdeckung bislang unbekannter Inselgruppen um Indien – erklären können. Irgendwann wird der Beobachter (z.B. Columbus) aber Anlass finden (etwa die gemeinsame Einmündung reißender Ströme, die ja auf Inseln nicht zu finden ist), nicht weiter eine Insel, sondern einen bislang unbekanntem Kontinent zu beschreiben. Die Identität bricht auf und es entsteht eine Differenz, die es so vorher nicht gab: Indien und Amerika.

Erst und *nur im Auge des Betrachters* entstehen *Identität und Differenz*. Das sich Gleichende wie das sich Unterscheidende kann diesen Wandel aber nur überstehen, sofern es dem Beobachter gelingt, seine eigene Identität zu wahren. Nur *für* einen Beobachter sind Phänomene gegeben, und daher können sie nicht als ein vom Beobachter unabhängiges Etwas betrachtet werden. Kein Beobachter – kein Phänomen.

In der Folge der anknüpfenden Fortführung von Beobachtungen kann es teilweise zu rasanten, mindestens aber schwerwiegenden Veränderungen innerhalb der semantischen Fassung eines Gegenstandes kommen: Veränderungen, die einmal seine Identität im Wandel gewährleisten, ein andermal seine Identität kollabieren lassen und dabei eine neue Differenz eröffnen, die vorher so nicht bestand. Aber all das ist nur möglich, wenn mit der Neuperspektivierung des Gegenstands auch die rekonstituierende Evolution der entsprechenden Semantik Schritt halten kann. Die Evolution der Semantik muss diesen Wandel zulassen und unterstützen. Die Phänomenologie muss sich also immer auch auf die Evolution von Semantiken einstellen, also auf denjenigen Vorgang, der die Bedeutungen von Worten (oft genug unbemerkt!) »verrutschen« lässt, teilweise bis ins Gegenteil, den Gegensinn: So wie man ursprünglich unter dem »Geheimen« dasjenige verstand, das »zum Heimischen«, zum »Sichtbaren«, also zum »Vertrauten«, »Bekanntem« gehörte. (Daher rührt auch der Titel »geheimer Rath«.) Mit der Zeit wechselte der Beobachter aber wohl seinen Standpunkt, wurde vom In- zum Outsider und stand nun »draußen«, sozusagen »vor der Türe«, und schaute von dort auf »das Heim«, dessen Wände ihm nun jeden Blick ins Innere versperrten. Und so schlug »das Heimische« in sein Gegenteil um, in »das Verborgene«, das, wovon man nichts weiß, das, was man heute ein »Geheimnis« nennt.

Jenseits des Erlebens

Psychische Systeme, die ja immer ihren sicheren Tod vor Augen haben können, entwickeln regelmäßig parallel zum operativen einen *emphatischen Sinnbegriff* als Konsequenz ihres Wissens um ihre Endlichkeit. Es geht dann nicht mehr nur um das jeweilige Erleben und Tun, sondern um die *distributive Frage* des »richtigen Erlebens und Tuns«. Diese »Endlichkeit von Distributionsmöglichkeiten« kann auch sichtbar werden als »Angst«. Man kann dann dazu Heidegger, Sartre oder Camus lesen. Oder: Sigmund Freud.

Da also innerhalb der Systemtheorie »Phänomenologie« anders als bei Husserl nicht bedeuten kann, sich mit denjenigen Phänomenen zu begnügen, die in einem *Erlebenszusammenhang* gegeben sind, kann »systemtheoretische Phänomenologie« nur funktionieren, weil *jedem Sinnsystem* (und also: jedem Beobachter), gleichgültig, ob es sich um ein Bewusstsein handelt oder um ein Kommunikationssystem, *immer* (auf je eigene Weise) *Phänomene gegeben sind*. Der Wissenschaft etwa sind ihre Phänomene rein kommunikativ gegeben. Systemtheoretischen Vorstellungen folgend können zwar *Wissenschaftler* etwas erleben, nicht aber *die Wissenschaft* als solche, sprich: das Kommunikationssystem »Wissenschaft«. Auch kommunikative Phänomene sind und bleiben aber nun mal Phänomene. Die *Phänomenologie als Methode* ist also nichts, das auf

das Vorhandensein besonderer Gegenstände oder Dinge angewiesen wäre. Phänomenologie als Methode konstituiert sich auch *nicht* über ein »Was« der Gegenstände, sondern über ein »Wie-der-Beobachtung«, also über die Art und Weise, *wie ein Beobachter Gegenstände beobachtet und beschreibt*. Das hat Luhmann nicht müde werdend immer wieder betont, auch, um ontologisierenden oder substantialisierenden Auslegungen der Systemtheorie aus dem Weg zu gehen.

Der besondere Weg Luhmannscher Systemtheorie besteht also darin, sich vom Anspruch einer Phänomenologie des Erlebens insoweit zu lösen, als auch ganz andere Beobachter, die nicht in der Lage sind, zu erleben (stattdessen aber vielleicht: zu kommunizieren), als Beobachter von Phänomenen in Frage kommen. Eine weitere Besonderheit besteht dann darin, sich (wie es z.B. Freud in seiner Praxis einer »freischwebenden Aufmerksamkeit« gegenüber den »freien Assoziationen« seines Analysanden vorgemacht hat) auf die *Beobachtung anderer Beobachter* »aufzuschalten« und damit auf eine *Theorie der Beobachtung zweiter Ordnung* umzuschalten. Beobachtet man *Theorien anderer Beobachter*, so stellen diese zunächst etwas dar, das sich grundsätzlich *durch nichts von anderen Phänomenen unterscheidet* und so *fallen sie sozusagen in die Phänomenologie*. Eben darum lassen sie sich beobachten, ohne sogleich nach dem Schema des beobachteten Beobachters, etwa: nach »wahr« und »falsch« beurteilt werden zu müssen. Phänomenologisch gesehen existieren ja auch Einhörner nicht anders als Pferde. Um das prüfen zu können, bedarf es nur eines Blicks in die Literatur der Märchen und Sagen. Dort sind sie leicht als *kommunikative Phänomene* nachweisbar, ebenso wie Hexen und Götter und ewige Liebe. Die Phänomenologie *konstatiert* Phänomene. Sie behauptet folglich nicht, dass die von ihr notierten Phänomene für alle Beobachter und immer gelten. Wechselt ihr Blick in die Naturwissenschaft, etwa die Zoologie, so wird sie umgekehrt konstatieren müssen, dass (und sogar: warum) aus Sicht dieses Beobachters Einhörner keineswegs existieren. Die *phänomenologische Arbeitsweise der Systemtheorie* ist also treffend dadurch charakterisiert, dass sie die ihr gegebenen (und das heißt immer zugleich: die von ihr erzeugten!) Phänomene auf eine Weise beobachtet, in der sich *eigene Beobachtungen als Beobachtungen anderer Beobachter manifestieren können* (second order cybernetics).

Wie binden dabei aber Autopoiesis und Sinn einander an? Wenn man beachtet, dass Luhmann Erleben nur als einen »Systemfall« unter mehreren betrachtet, dann wird man bei ihm ganz ähnlich wie bei Husserl leicht erkennen können, wie Operation und Sinn gleich an mehreren Knotenpunkten zusammenlaufen. Da ist zum einen die Frage nach dem Was-der-Operation, und schon auf die antworten beide Theoretiker mit dem Sinnmodell: Alle Operationen des Erlebens und (bei Luhmann) Kommunizierens lassen sich nur und ausnahmslos als »Sinnoperationen« deuten. Diese Antwort mündet dann in die Frage nach dem Wie-der-Operation. Und die Antwort darauf lautet: Die Operation, die Sinnsysteme charakterisiert, ist gekennzeichnet durch ein *Gegenwärtigen von Vergangenheit und Zukunft*, also durch *eine auf »Anschluss« hin orientierte Operationsweise*.

Hier laufen also beide Knotenpunkte bei Husserl wie bei Luhmann auf das Eleganteste zusammen: Wenn Sinn begriffen wird als ein gegenseitiges aufeinander Verweisen (Verweisungshorizont), dann kann er nur operativ, also als Prozess, gedeutet werden. Sinnhaftes Verweisen spannt keine Netze auf, die dann »hängen«, bis sie zerstört werden. Verweisen besteht im ständigen knüpfen, lösen und neu verknüpfen, wo-

bei jeder »Knoten« nicht nur anders hätte geknüpft werden können, *sondern als Selektion(sentscheidung) überhaupt nur durch seinen Verweis auf nicht gewählte Möglichkeiten beobachtet werden kann. Sinn kann nur als Differenz von gerade Aktuellem und Möglichkeitshorizont Sinn sein.*

Eben daher führt jede Aktualisierung immer auch zu einer Virtualisierung der daraufhin anschließbaren Möglichkeiten. Nichts wird endgültig ausgeschlossen. Was nicht aktualisiert wird, bleibt Kontext des Aktuellen und wird in Form einer Virtualisierung jederzeit zur späteren Aktualisierung offen gehalten. So treffen sich die Möglichkeiten, Kommunikation innerhalb der Theorie zentral anzubinden und Sprache als Zweitform für Sinn einzubinden, aber auch die, eine gemeinsame Theoriefläche für »Operation« und »Sintheorie« zu erzeugen: Sinn »ist« Prozess. *Zeit, Prozess und Sinn laufen hier in einer geradezu idealen Weise und mit hoher theoretischer Eleganz zusammen*, eben weil die Theorie des Sinns bereits Zeit- und Prozessmodell miteinander verbindet.

Aber es kommen weitere Gemeinsamkeiten zum Tragen, Gemeinsamkeiten, die Husserl und Luhmann genau an dem Punkt wieder annähern, an dem sie zunächst auseinander laufen. Denn mit der Differenzierung in diverse Systeme hatte sich Luhmann zwar vom Monopol des Bewusstseins auf Sinnstiftung verabschiedet. Aber die bei Husserl zu findende »sprachlose Unmittelbarkeit des Erlebens« zieht Luhmann auch in sein Denken und stellt sich damit bewusst gegen die auch heute noch zu findende, auf Sprache als unverzichtbare Voraussetzung jeder Beobachtung aufbauende Spielart der Systemtheorie. Sinn, wenn man ihn als etwas fasst, das soziale und psychische Systeme übergreift und verbindet, kann nicht als Beziehung etwa eines Wortes zu seiner Bedeutung oder (semiotisch) als Zeichen beziehungsweise als Regelsystem einer Zeichenverkettung angesehen werden. Der Schluss, den Luhmann daraus zieht: Erleben und Kommunizieren bilden Operationen, die immer schon und *auch ohne Zeichenverwendung* (ja, sogar im Falle einer »Zeichenverwirrung«) als Sinnoperationen aufgefasst werden können und müssen, einfach, weil Sinn als jenes laufende Aktualisieren von Verweisungen verstanden werden muss, das Zeichenverkettungen bzw. -verwirrungen überhaupt erst möglich macht. Schließlich ist der Versuch einer Definition des Sinnbegriffs ja deshalb so problematisch, weil bereits die Frage nach Sinn voraussetzt, dass der Fragende weiß, worum es sich handelt.

Das Horizontmodell des Sinns

Sinn und Zeit

Die *phänomenologische Arbeitsweise der Systemtheorie* ist treffend dadurch charakterisiert, dass sie die ihr gegebenen Phänomene auf eine Weise beobachtet, in der sich *eigene Beobachtungen als Beobachtungen anderer Beobachter manifestieren können*.

In wohl keinem anderen Punkt berühren sich Husserls und Luhmanns Vorstellungen so nachdrücklich, wie in der Bestimmung des Sinnbegriffs. Luhmann beruft sich hier zeit lebens auf Husserl und adaptiert dessen Vorstellung eines Sinn-Horizontes, eines propellierenden Und-so-Fort-des-Erscheinenden. Vor allem kommen Luhmanns Ansatz dabei zwei Merkmale des Horizontmodells sehr entgegen: Einerseits denkt er streng prozessorientiert, möchte und muss also um jeden Preis vermeiden, dass Erscheinendes als Differenz von Sein und Schein gedacht wird und damit als etwas, hinter dem sich eine »für sich/an sich« gegebene Substanz beziehungsweise ein Substrat verbirgt. Diesen Abstand zur Substanzmetaphysik gebietet schon die Vorstellung einer Autopoiesis, die zwar »Existenz« kennt, aber eben in jenem eigensinnigen, phänomenologischen Verständnis, spricht: im Sinne einer beobachtbaren, fortlaufenden (Selbst)Erzeugung. »Entstehen« gilt dann nicht mehr als einmaliger Prozess, der etwas hervorbringt, das nunmehr »da« ist (bis es wieder verschwindet). Systeme werden hier vielmehr als »dynamisches Fortbestehen« (eben als »Autopoiesis«) gedacht, präzise gesprochen als ein permanentes Sich-aufs-Neue-Erzeugen, ein *Und-so-Fort-der-Operation-des-Verfallens-und-Ersetzens*. (»Dynamisches Fortbestehen« funktioniert analog zum aufrechten Gang des Menschen, der sich nicht einer festen Statik, sondern dem ständigen Schwanken in entgegengesetzte Richtungen verdankt. Vgl. hierzu auch die unten auf S. 24 gemachten Ausführungen.)

Dieses *Anschließen* von Operation an Operation, stellte Luhmann sich – inspiriert durch Husserl – als *Gegenwart* im Sinne eines *Übergangs von Vergangenheit und Zukunft* vor: Das System erzeugt seine eigenen *Gegenwarten* (»*specious present*«, Luhmann), indem es *fortwährend Zukunft* im Übergang von (Re)Aktualisierung zur (Re)Virtualisierung in *Vergangenheit* überführt. So bildet das Horizontmodell des Sinns als Modell des Auftauchens und Vergehens zugleich ein Modell der *Produktion von Zeit*. Mit physikalischer Zeit hat dieser horizonthafte Begriff allerdings schon deswegen wenig zu tun, weil der physikalische Zeitbegriff aus systemtheoretisch-phänomenologischer Sicht ja selbst »in die Phänomenologie fällt«, was heißen soll: Die *physikalische Zeit* entspricht aus systemtheoretisch-phänomenologischer Sicht ja nichts weiter als einem von vielen möglichen Zeitbegriffen, die aus der jeweiligen Perspektive eines bestimmten Beobachters (hier: der Physik) hervorgehen. Physikalische Zeit apräsentiert sich auf diese Weise schlicht als *Deviation* seitens eines Programms beziehungsweise Zweigs der Wissenschaften und kann also *keinerlei Anspruch auf Privilegien* begründen: Auch die Physik erzeugt ihren Begriff schlicht durch eine *spezifisch limitierende Form der*

Beobachtung. Die physikalische Zeit ist also keine *eigentliche* Zeit, sondern *eigensinnige* Zeit: Zeit im eigensinnigen Verständnis der Physik eben.

Von hier aus wird deutlich, dass wir dieses *phänomenologische Zeitmodell* auch umkehren und also von der Zukunft her aufbauen können: Das System erzeugt seine eigene Zukunft, indem es Gegenwart fortwährend in Vergangenheiten überführt und *zugleich* seine gegenwärtigen Operationen auf die jeweils folgende, zukünftigen Operationen hin protendiert. Zeit, Dauer, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft bilden dann aber *keine messbaren, objektivierbaren* Sachverhalte. Anders als Einstein würde die Systemtheorie ihren Zeitbegriff nicht definieren als bestimmt über das, was sich an Uhren ablesen lässt. Sie würde allerdings insoweit zustimmen, als Zeit der »Bewegung« (Veränderung, Selbstmodifikation von Systemzuständen) und der »(An)Zeiger« (Unterscheidung und Bezeichnung) bedarf. Darüber hinaus würde sie allerdings den Bezug auf Uhren medientheoretisch fassen und feststellen, dass die Behandlung von Zeit (seit einigen Jahrhunderten) mit dem Medium »Uhr« zu tun hat und dass mit dem Aufkommen dieses Medium ihre gesellschaftliche und psychische Bedeutung gravierend verändert und neu geprägt wurde.

Immerhin gilt aber nicht nur physikalisch, sondern auch morphologisch-horizonthaft gesehen im Bezug auf Zeit eine bemerkenswerte Form von Relativität: Was in Systemen jeweils als vergangen, als zukünftig oder als gegenwärtig behandelt wird, ändert sich nämlich mit dem Standpunkt des Beobachters beziehungsweise dessen Perspektive. (Das hat freilich mit (Licht)Geschwindigkeit nichts zu tun.) Zudem werden hier Vergangenheit und Zukunft morphologisch gewissermaßen miteinander verschmolzen beziehungsweise nahezu identisch, denn in der Sprache des Sinnmodells ausgedrückt handelt es sich ja bei beiden schlicht um »Potentialität«, reine Potenz, die der Gegenwart (Aktualität) gegenüber steht: Gegenwart wird per Aktualisierung im Sinne einer Überführung von Potenz in Realität (als dem Gegenwärtigen) gewonnen und umgekehrt geschieht rein logisch gesehen das gleiche: Auch Vergangenes wird als Virtualisiertes durch Re-Aktualisierung zu Realisiertem.

Wenn wir uns diesen Umgang mit Zeit genauer anschauen, so werden wir entdecken können, *dass Luhmann (von Husserl inspiriert) seinen Zeitbegriff durch Variation des Sinnbegriffs generiert*: Zeitlogisch betrachtet entsprechen Aktualisierung und Virtualisierung der Erzeugung von Gegenwart beziehungsweise von Vergangenheit. Morphologisch betrachtet: Das gegenwärtig Aktualisierte wandelt sich ins Virtuelle, indem es vom Vordergrund in den Hintergrund tritt, um von dort aus jederzeit einer Re-Aktualisierung zur Verfügung zu stehen. Re-Aktualisierung können wir also als eine Möglichkeit der *Verwandlung von Vergangenheit in Gegenwart* beschreiben, denn nur Vergangenes kann *re-aktualisiert* werden – dies aber nur: in der Zukunft! *Jede Operation richtet sich also auf das hin aus, was danach möglich (oder ausgeschlossen) sein wird.* Systemtheoretisch ausgedrückt: *Jede Operation ist auf Anschluss hin orientiert.* Misslingt dieser, so findet der damit verbundene Prozess sein (vorläufiges) Ende.

Wie leicht zu sehen, liegen Sinn und Zeit in ein und derselben Morphologie. Was auf der einen Seite als »Sinn« (Selbst-Modifikation, Konturierung und Referenzierung) erfahren wird, das erscheint auf der anderen Seite als »Zeit«, sprich: als (gliederbarer) *Verlauf* beziehungsweise als eine in jeder Aktualisierung an Vergangenheit und Zukunft partizipierende Gegenwart – kurzum: als *Präsenz*. »Sinn und Zeit« sind phänomeno-

logisch betrachtet dasselbe aus zwei unterschiedlichen Perspektiven betrachtet: SinnZeit. Wir kommen hier also nicht bei *Sein und Zeit* an, aber bei *Sinn und Zeit*.

Die Eleganz des Horizontmodells findet sich somit gerade darin bestätigt, dass es beides zugleich ist: *Sinnmodell und Zeitmodell*. Alles, was sich im Horizont des Sinns nur marginal andeutet, kann potentiell in einer der nachfolgenden Operation aktualisiert werden, in den Vordergrund treten (Morphologie) und das heißt: vergegenwärtigt beziehungsweise zur Gegenwart werden (Zeitlogik). Da Vergehen hier also immer nur bedeutet, aus der Aktualität in die Potentialität zu versinken (also eben *nicht*: in der Entropie des Universums verloren zu gehen), bilden Vergangenheit wie Zukunft sinntheoretisch nichts weiter als zwei Sichtweisen auf die Potentialität des Sinnhorizonts: Aktualisierungen sind nichts weiter als (Neu)Relationierungen von Fokus und Marginalität, Vordergrund und Hintergrund. *Zeit wie Sinn* sind also gleichursprünglich, lassen sich beide auf morphologische Operationen reduzieren und folgen demgemäß keinen anderen *Gesetzen als denen der Morphogenese*.

Marginales, sich nur Andeutendes, gibt dem Aktualisierten die Kontur, die es zu seinem Hervortreten benötigt – *und muss eben dazu seinerseits aktualisiert werden*, aber eben gewissermaßen »hintergründig«. Aktualität meint also: »Etwas steht im Blickpunkt, im Zentrum der Intention, und anderes wird marginal angedeutet als Horizont für ein Und-so-weiter-des-Erlebens-und-Handelns. Alles, was intendiert wird, hält in dieser Form die Welt im ganzen sich offen, garantiert also immer auch die Aktualität der Welt in der Form der Zugänglichkeit.« [Luhmann, Soziale Systeme.] Aktualisierung und Virtualisierung sind also rein relative, aufeinander bezogene Bestimmungen, die es eben deswegen erlauben, ein Zentrum, einen Fokus auszumachen. Es wird aber (logischer Weise) immer schwierig sein, dasjenige deutlich zu sehen, das gerade nicht im Zentrum steht und dennoch unverzichtbar ist, weil es dem Zentrum Kontur gibt. Um dieses Marginale, Konturierende, also um Latenzen(!) sehen zu können, bedarf es der *Dekonturierung* (De-Fokussierung) durch eine gesonderte Beobachtungen (also durch Re-Konturierung). Konturierende Beobachtungen können a definitione also nicht im Fokus einer Beobachtung stehen und müssen daher als *schwach bezeichnet* betrachtet werden und zugleich als *unscharf*, weil eng ineinander verschachtelt: Sie funktionieren durch *gegenseitiges aufeinander Verweisen* (also über »Einbindung«) und nicht durch die Schärfe der Unterscheidung resp. Bezeichnung. Scharf steht nur das Zentrum, der Fokus, und er verdankt dies zur Gänze dem *sich verschachtelnden Zurücktreten* anderer Unterscheidungen, die sich lose um es herum konfigurieren beziehungsweise abstufen. Aktualisierung bedeutet also immer: *abgestufte Parallelaktualisierung*.

Aus all dem lassen sich aber weitere morphologische Schlussfolgerungen ziehen, vor allem die, dass nur reaktualisierende, konturierende und also: auf einander Bezug nehmende *parallele Beobachtungen* einen (Sinn)Horizont bilden können, einfach, weil dieser einer *abgestuften Aktualisierung* beziehungsweise eines *fein graduierten Verhältnisses von Aktualisierung und Virtualisierung* bedarf. Im Falle des Erlebens: »Unser natürliches waches Ichleben ist ein beständiges aktuelles oder inaktuelles Wahrnehmen.« [E. Husserl, Ideen I] Wir postulieren Analoges für Kommunikation.

Eben dieses Gegenwärtigen (Aktualisieren/Apräsentieren), also dieses Überführen von Vergangenheit in Zukunft, wird dann, gerade, wenn man es als sinnhaftes Aktualisieren innerhalb eines Horizontes von Möglichkeiten begreift, in zweierlei Hinsichten zu einer zentralen Funktion autopoietischer Systeme: Erstens für eine *Theorie der Beobachtung*, die beobachten als *unterscheiden und bezeichnen* definiert, denn damit wird deutlich, dass eine losgelöste, *singularisierte* Beobachtung sinnhaft immer blind bleiben muss, weil sie nicht sehen kann, *wie* sie unterscheidet, sondern nur: *was* sie bezeichnet. Singularisierten Beobachtungen fehlt also der Horizont, der sie konturieren könnte, *in dem sie als (gegenüber dem nur Möglichen) unterscheidbare Wirklichkeit (Realisierung) auftauchen könnten und in den sie als (gegenüber dem gerade Aktualisierten) unterscheidbare Möglichkeit (Re-Virtualisierung) abtauchen könnten*. Singularisierte Beobachtungen bleiben also nicht nur kontur- und kontrastlos sowie ohne kontextuelle Einbettung: *sie bleiben* (weil verweisungslos) *ohne Sinn!*

Von mindestens gleicher Bedeutung ist die Diagnose, dass das hier geschilderte phänomenologische Zeitmodell *zum entscheidenden Modell jeder Autopoiesis wird*: Denn eben diese hier dargelegten zeitlichen und sinnhaften Übergänge bilden das, was Luhmann als »Herstellung von Anschlussoperationen« begreift: Operation müssen immer *anschlussfähig* (also in Richtung auf »Zukunft« orientiert) sein, sonst löst sich das System sofort auf. Aber jede gegenwärtige Operation muss, wenn dies gelingen soll, nicht nur sozusagen schon ihre »Tentakeln« in die Zukunft strecken, sondern umgekehrt aus Gegenwart einen ununterbrochenen Fluss des Vergangenen produzieren können. *Zukunft* (aber auch einfach: *Zeit*) ist also nicht etwas, was man (transzendental) voraussetzen müsste, wenn man *Autopoiesis* verstehen können wollte. *Zukunft* (wie *Zeit* überhaupt) wird in diesem »Auflösen« und »neu Verdichten« immer schon (mit)generiert. *Die Morphogenese der Zeit, des Sinns und der Autopoiesis ist ein und dieselbe*.

Die *Autopoiesis* schafft sich damit also ihre eigene Voraussetzung – und so wurde sie ja auch von Luhmann angelegt. Sinn generiert also Zeit und Zeit generiert Sinn: »... das *impressionale* [»sinnhafte«, HW] Bewußtsein geht ständig fließend über in immer neues *retentionales* [»zeitliches«, HW] Bewußtsein.« [E. Husserl, Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins.] *Sinn und Zeit sind nur verschiedene Betrachtungsweisen ein und derselben Morphogenese*.

Als reine Gegenwart lässt sich jedenfalls das hier entwickelte *SinnZeit-Modell* nicht begreifen. Es geht vielmehr immer um die Differenz von Kontinuum und Diskretion. In seinen *Ideen I* beschrieb Husserl das aktuelle *Jetzt* als etwas, dass unvermeidlich als ein Punktuell verbleibe. Kontinuierlich füge sich an jede Impression, in der das Erlebnis-Jetzt gegeben sei, eine neue, einem kontinuierlich neuen Punkte der Dauer entsprechende Impression an. Dabei wandle sich ebenso kontinuierlich die jeweilige Impression (Sinnaspekt) in Retention (Zeitaspekt). Hinzu komme die Gegenrichtung der kontinuierlichen Wandlungen: dem Vorher (Vergangenheit) entspreche das Nachher (Gegenwart/Zukunft), dem *Kontinuum der Retentionen* ein solches der *Protentionen*. *Diese »Wandlungen« selbst sind es also, die Zeitlichkeit und Sinnhaftigkeit in einer einzigen Morphogenese verbinden und hervorbringen*. Man wird dementsprechend nicht einfach sagen können, *Zeit* sei in unserem Modell immer schon (als »ermöglichende Bedingung« oder gar als »Zeit an sich«) vorausgesetzt, insofern Wandlungen (Prozesse) zweifelsfrei *Zeit* benötigen. Man wird *aus systemtheoretischer*

phänomenologischer Sicht vielmehr sagen können, dass die Genesis von Sinn immer zugleich eine der Zeit ist. So gelingt es also der Autopoiesis der Kommunikation wie des Erlebens ihre eigenen Voraussetzungen mitzuerzeugen. Sinn und Zeit entstehen mithin gleichursprünglich als SinnZeit.

Systemtheoretische Morphologie

Die Operation, die Sinnsysteme charakterisiert, ist gekennzeichnet durch ein *Gegenwärtigen von Vergangenheit und Zukunft*, also durch *eine auf »Anschluss« hin orientierte Operationsweise*.

Innerhalb einer Theorie der Beobachtung lassen sich zwei »Typen« von Beobachtungen unterscheiden: aktualisierte und virtualisierte Beobachtungen. Erstere (A) können wir auch »bezeichnungsführende Beobachtungen« nennen. Gemeint ist nichts anderes als das, was Luhmann gemeinhin und mit Hinweis auf Spencer Brown schlicht »Beobachtung« nennt, Beobachtung im strengen Sinn also. Sie kommt zustande, indem zwei Seiten einer Form unterschieden werden, wobei eine der beiden Seiten bezeichnet wird.

Den zweiten Typ (B) können wir »bezeichnungsfolgende Beobachtungen« nennen: Diese *folgen* der (bezeichnungs)führenden Beobachtung, insofern sie sinnhaft im Zuge einer Re-Aktualisierung *mitgeführt* und also nur konturierend referenziert werden. (Auch Konturierung muss ja letztlich als *abgestufte Aktualisierung* beschrieben werden!) Wir bleiben also dabei, dass Beobachtungen unterscheiden und bezeichnen, fügen dem aber die Differenzierung in schwach bezeichnete (d.h. bezeichnungsfolgende) und stark bezeichnete (d.h. bezeichnungsführende) Beobachtungen hinzu: »*Schwach bezeichnet*« nennen wir folglich Beobachtungen, die im Moment einer Aktualisierung im Hintergrund verbleiben und andere Beobachtungen nur konturieren. Die *bezeichnete Seite* konturierter Beobachtungen rückt eben dadurch in den Fokus, weshalb wir sie »*stark bezeichnet*« nennen. Mit »stark bezeichnet« sollen diejenigen Beobachtungen betitelt werden, deren markierte Seite (marked space) hinreichend konturiert wurde, um »ins Rampenlicht der Aufmerksamkeit« rücken, sprich: um *thematisch* werden zu können. Die Unterscheidung in stark und schwach bezeichnet macht also zugleich verständlich, *warum Bezeichnung als solche noch kein Garant für Aufmerksamkeit ist*.

Innerhalb einer *Morphologie des Sinns* lässt sich also festhalten, dass für »Sinn« *horizonthafte Verwebung* (Kontextuierung) und *Selbstmodifikation* unverzichtbar sind. Für *Aufmerksamkeit* (Fokussierung/Realisierung) muss hingegen noch (starke) *Konturierung* hinzukommen. (Vgl. die unten auf S. 23 folgenden Ausführungen zum so genannten »shifting« bzw. »change«.).

Streng genommen beobachten *Sinnsysteme* also nicht, indem sie jeweils eine *singuläre*, von allem anderen losgelöste Unterscheidung prozessieren, sondern indem sie ein *morphologisches Feld* (einen »Horizont«) parallelisierter, abgestuft aufeinander bezogener Beobachtungen/Unterscheidungen *zeitgleich* prozessieren. Diese Limitationen gelten, weil es uns hier nicht um irgendeine Art von Beobachtung, sondern durchweg um

sinnhaftes Beobachten geht! Wir führen also in unserer Theorie des Unterscheidens immer schon eine Unterscheidung mit und zwar die von *sinnhaftem* und *nicht-sinnhaftem Unterscheiden*. Dabei erhält auch das Moment des »Bezeichnens« nähere Bestimmungen: Wenn ich Mann und Frau *unterscheide* und dann »Frau« sage (und also nicht »Mann«), so kann diese *Bezeichnung* eben nur funktionieren, weil das jeweilige morphologische Feld das, was Frau meint, durch *referenzielle Konturierung* unterstützt, sprich: durch *Positionierung innerhalb eines Horizonts von Verweisungen*. Die Gegenüberstellung von Mann und Frau kann nur funktionieren, wenn sie in eine Feld weiterer (anschlussfähiger!) Unterscheidungen eingebettet ist. Anschlussoperationen sind also nichts weiter als fokussierende Aktualisierungen marginal bereits angelegter, *selektionssensitiver, horizonthafter Einbettungen*. Bezeichnungsfolgende werden dabei zu bezeichnungsführenden Unterscheidungen. (Vgl. hierzu nochmals oben S. 13.) Dabei muss der umgebende Sinnhorizont selbst immer un(ter)bestimmt bleiben, um Unterscheidungen selektionssensibel »bereitstellen« (also: virtualisieren) zu können. Der Horizont des Sinns kann aber niemals als ganzer auf »Totalbeobachtung« hin scharf gestellt werden, weil dann dasjenige verschwinden würde, von dem sich Beobachtungen als eingebunden-unterscheidbare voneinander abheben könnten. Wer in den Apfel beißt, dem wird daher nicht erspart bleiben, erkennen zu müssen, dass er nackt ist.

Wir kommen also nicht um die Anwendung eines *phänomenologisch-morphologischen Modells* herum, das *bezeichnungsführende Beobachtungen* als etwas begreift, das nur deshalb *sinnhaft* auftreten kann, weil es ihm gelingt, sich (nach dem *Figur/Grund-Modell*) innerhalb eines Horizonts von Verweisungen von einem Hintergrund abgestufter, teils entfernter, teils dichter aufeinander Bezug nehmender, jedenfalls aber *paralleler* (bezeichnungsfolgender) Unterscheidungen *abzuheben*. Der Sinnhorizont kann kaum anders vorgestellt oder begriffen werden, denn als ein »Gewebe« gegenseitig aufeinander Bezug nehmender Unterscheidungen, das *sinnhaftes Bezeichnen* überhaupt erst ermöglicht.

Auf einen Punkt gebracht: Wir können zwar weiterhin Beobachtung im Sinne Luhmanns respektive Spencer Browns als Unterscheidung definieren, deren eine Seite bezeichnet wird. Dieser Ansatz kann also erklären, wie Beobachtung funktioniert; er reicht aber nicht aus, um erklären zu können, wie *sinnhafte* Beobachtung funktioniert. Die Frage des Sinns ist also zweifellos keine, die vollständig über ein *Spencer Brownsches Modell letztlich nur singulärer Beobachtungen* beantwortet werden kann, sondern eine, die eines Horizontmodells sowie eines entsprechenden Medienbegriffs bedarf. Und in solchen Modellen wird es dann immer um die *Verwebung* und *Selbstmodifikation* parallel prozessierter Unterscheidungen gehen müssen, also nicht um singuläre Beobachtungen, *sondern um deren Hervortreten aus ihrer Einbettung in andere Möglichkeiten*. »A difference that makes a difference« (Bateson) has always to be »referred difference«. *Unterschiede kann eine Differenz nur machen, sofern sie ihrerseits unterschieden wird!*

Indem der Hintergrund oszilliert, oszilliert zugleich der Fokus. Das Männlein auf flächigem Grund ist ein anderes als das auf gepunktetem Grund. Die bekannten Grafiken Eschers setzen auf dieses Prinzip: Sie regen *Hintergrundoszillationen* an und modifizieren so massiv den Fokus. In Luhmanns Spencer Brownschem Schema gedacht kommt es dabei zu *Verwaschungen von Bezeichnungen*. (Der Bildbetrachter fragt sich dann

etwa, ob die Treppe nun 'runter führt oder 'rauf.) Der Fokus kann dabei sogar kippen, d.h. seinerseits *in die Kontur zurückfallen* und damit anderes in den Fokus treiben (und tatsächlich finden wir eben diese Morphogenese in den so genannten »Kippbildern«). Es geht hier folglich um eine *systemtheoretische Morphologie*, und in dieser geht es immer um *Synchronie*, also um die *Parallelaktualisierung bzw. -verarbeitung* von Beobachtungen – und *nicht* um ein *serielles Gegenwärtigen isolierter Nullzeitereignisse*.

Systemtheoretischer Neo-Dekonstruktivismus versus Phänomenologie

»Différencen«

»Die These des operativen Konstruktivismus führt [...] nicht zu einem ‚Weltverlust‘, sie bestreitet nicht, dass es Realität gibt. Aber sie setzt die Welt nicht als Gegenstand, sondern im Sinne der Phänomenologie als Horizont voraus. Also unerreichbar. Und deshalb bleibt keine andere Möglichkeit als: Realität zu konstruieren und eventuell: Beobachter zu beobachten, wie sie Realität konstruieren.«

Niklas Luhmann

Durch die Distanznahme zur Phänomenologie und eine in ihrer Theoriekonsistenz noch nicht hinreichend geklärte Hinwendung zu einem adaptiven Dekonstruktivismus wird allerdings inzwischen die phänomenologische Position Luhmanns seitens *neo-dekonstruktivistischer Systemtheoretiker* verlassen. Die entsprechenden Texte sind eher thetisch statt diskursiv aufgebaut, ziehen keine Vergleiche zu anderen Theorien, kennen keine Selbsteinwände. Der *Neo-Dekonstruktivismus* ist es bislang gewohnt, sich nur vorzutragen, was Interpretation wie Kritik deutlich erschwert.

Vielleicht bildet das auffälligste Merkmal des Neo-Dekonstruktivismus sein *non-phänomenologischer Umgang mit Sinn*. Beispielsweise wird eine bei Luhmanns zentral stehende Annahme ohne Bezug auf ihre Phänomenologie explizit verworfen, und zwar die, der zufolge die Psyche schon auf basaler Ebene ein Sinnsystem ist. Ohne jede Bezugnahme auf (»empirische«) Phänomene oder die neuere ethologische beziehungsweise psychologische Forschung wird qua Theorie postuliert, *die Psyche operiere an zentraler Stelle, nämlich ausgerechnet in der Wahrnehmung, sinnfrei*. Die Frage, wie Mensch und Tier eine (komplexe) Wahrnehmung von einer anderen unterscheiden können sollen, wenn nicht über ein (sinnhaftes) Verweisen, wird weder phänomenologisch noch mit Bezugnahme auf Parallelforschung aufgegriffen und auch nicht beantwortet. Offenbar wird angenommen, die *Vollkontamination* (vgl. hierzu unten S. 31) der Thesen durch das neo-dekonstruktivistische Theoriendesign erzeuge unvermeidlich eine Alleinstellung der Theorie und mache somit inkommensurabel und damit jeden Diskurs mit anderen Ansätzen überflüssig. Schließlich galt bislang innerhalb der Phänomenologie sicherlich beinahe ausnahmslos (und erst Recht bei Luhmann) die Annahme, komplexe Wahrnehmungen seien Resultat komplexer *Verweisungsstrukturen* und diese komplexen Wahrneh-

mungen müssten, um voneinander unterschieden werden zu können, sozusagen *Verweisungen von Komplexität zu Komplexität* aufbauen können. Das Problem geht aber noch weiter: Wie soll es ohne einen Verweisungshorizont zu *Anschlüssen* kommen können, so dass ein Hund, wenn er in einer ihm fremden Wohnung einen Kühlschrank erkennt(!), ins Wohnzimmer des Gastgebers läuft, um dort vor seinem Herrschen zu winseln? Wie sollten Welpen beim Knurren und Zähnefletschen so *hochkomplexe Gebilde* wie »Spaß & Spiel« von »Ernst« unterscheiden können, wenn kein Verweisen die jeweilige Selektion ermöglicht? Wie sollten Tiere in ihrer Wahrnehmung komplexe Gegenstände bilden (unterscheiden!) und vergleichen (bezugnehmen/selegieren) können, wenn nicht über die mit allen komplexen Gestaltbildungsprozessen verbundenen sinnhaften Verweisungsprozesse?

Für unser Thema von Bedeutung ist aber vor allem, dass in den eingängigen Texten des Neo-Dekonstruktivismus (s. Literaturhinweise am Textende) autopoietische Systeme zu etwas werden, das in einer alleinstellenden, von Vergangenheit und Zukunft *losgelösten, ausdehnungslosen Gegenwart* operiert. Der thetische Aufbau dieser Texte gibt Anlass zu der Vermutung, dass die Annahme, *Zeit* sei eigentlich immer nur *punktueller* (ausdehnungslose) *Gegenwart*, als Gemeinplatz und also als evident und damit nicht rechtfertigungsbedürftig angesehen wird (obwohl offenkundig zahlreiche Zeitmodelle dies keineswegs so sehen). Jedenfalls wird *Zeit* hier nicht mehr als Differenz von *Kontinuum und Diskretion* (und mithin als *Übergang*) gedacht. Im Gegenteil: Dauer beziehungsweise Kontinuität werden in diesem Konzept zu rein heuristischen Artefakten, hinter denen »eigentlich« nichts weiter steht als die *Aneinanderkettung ausdehnungsloser Zeitpunkte*. So entsteht ein fragwürdiges *Eigentlichkeitsdenken*, das annimmt, *Zeit* sei »eigentlich« ausdehnungslos. Punktuelle Gegenwart gilt dann als »*eigentliche Zeit*«. Vergangenheit, Zukunft und Dauer hingegen als »*uneigentliche Zeit*«. Das führt dann konsequenter Weise zu der Annahme, dass jeder Prozess letztlich immer nur als aus losgelösten, nacheinander erfolgenden Einzeloperation gebildet gedacht werden könne. Alle Einzeloperationen finden dabei angeblich in einer *Gegenwart der Nullzeitpunkte* (also ohne Dauer) statt und kennen daher keinen kontinuierlichen *Übergang* »aus der Vergangenheit heraus« und »in die Zukunft hinein«. Dauer wird hier also nicht mehr als gleichwertiger Zeitaspekt neben (Gegenwarts)Punkten gedacht. In der Folge kommt es, wie wir gleich sehen werden, zu einer *Hierarchisierung von Differenzzeiten*.

Neben Problemen im Umgang mit Phänomenen des Sinns stellt sich aber die Frage, ob sich auf diese Weise überhaupt ein Kontinuum konstruieren lässt? Ohne einen Begriff des Kontinuums kann kein Vorgang bestimmt und damit auch keine »Abfolge« definiert werden. Streng genommen werden also, wenn man den Aspekt der Kontinuität als eigenständigen Aspekt der Zeit verwirft, auch Prozesse nicht mehr konstruierbar, da Prozesse wohl kaum anders denn als *Verläufe* und somit als etwas *Kontinuierliches* gedeutet werden können. Die Theorie wird also einseitig, insofern sie jeweils eine Seite der Differenz gegenüber der anderen verabsolutiert (Diskretion: ja/Kontinuum: nein). Die Diskretion unausgedehnter einzelner (Gegenwartszeit)Punkte gilt so als etwas »*Wirkliches*«, das Kontinuum hingegen als etwas nur Artifizielles, Abgeleitetes, etwas, das letztlich nur als aus lauter diskreten Zeitabschnitten Zusammengesetztes vorgestellt werden kann. Im diametralen Gegensatz zu Luhmann wendet der Neo-Dekonstruktivismus also eine *hierarchische Ausle-*

gung dessen an, was gemeinhin als *Differenztheorie* bezeichnet wird. Die Gleichbehandlung von Unterscheidungsseiten wird dabei zu Gunsten jeweils einer dominanten Seite aufgegeben. Es geht nicht darum, dass natürlich immer nur eine Seite bezeichnet werden kann; es geht darum, dass eine der beiden Seiten von der jeweils anderen dominiert wird beziehungsweise als von ihr abhängig gedacht wird. Eben auf diese Weise kommt es dann zu expliziten Annahmen, wie der, dass die Kommunikation Herrschaft über das Bewusstsein ausübe, was sich gelegentlich sogar im Buchtitel ausdrückt: Die Herrschaft der Verlautbarung und die Erreichbarkeit des Bewusstseins. (P. Fuchs, s. Hinweise zur Literatur S. 33.) Hier wird die Annahme einer Hierarchie von Differenzseiten (z.B. Kommunikation/Bewusstsein) besonders gut sichtbar: Eine Seite der Differenz wird als die »eigentliche« behandelt, die andere als abhängig. (Das hat Anklänge an die Ideologietheorie des Marxismus, wonach die gesellschaftliche Realität das Bewusstsein bestimmt. Es sei aber daran erinnert, dass Marxens These seinerzeit ein Reflex auf die Gegenthese der Idealisten darstellte, welche die gesellschaftliche Realität und deren Entwicklung in völliger Abhängigkeit vom Bewusstsein des Subjekts zu entfalten suchten. Aber eben das ist bei Luhmann ganz zweifellos nicht mehr der Fall! Hier sind beide Systeme zugleich (operativ) autark und (interpenetrativ) *bidirektional* voneinander abhängig. Eine Hierarchisierung würde diese Segmentierung der beiden »Welten«, nach der in der Philosophie doch so lange vergeblich gefahndet wurde, wieder zerstören.)

Da das neo-dekonstruktivistische Modell eine Dauer in Anspruch nehmende Gleichzeitigkeit also nicht vorsieht, muss die *Beobachtung bereits vollzogener Beobachtungen* zwangsläufig als »Nachtrag« beschrieben werden, was auch geschieht: Wenn nichts zugleich sein kann, dann wird jedes Nacheinander zum Nachträglichen. Legt man dagegen, wie es im phänomenologischen [Konstruktivismus](#) der Fall ist, auch *Zeit* differenzbasiert an – nämlich als Differenz von Kontinuum/Diskretion bzw. Synchronie/Diachronie – so lässt sich die Formulierung »weitere Beobachtung« durchaus im Sinne von »später begonnen, aber dennoch *gleichzeitig*« begreifen: Schließlich ist, wenn Beobachtung Y einer Beobachtung X (nach)folgt, damit noch keineswegs gesagt, dass Beobachtung X beim Auftreten von Y bereits verschwunden sein muss. In einer Analogie: Wenn die Geige *beginnt* und der Gesang *nachfolgt*, so können doch – eine gewisse Dauer vorausgesetzt – beide zur gleichen Zeit ertönen. Der Gesang tritt also später, aber keineswegs nachträglich auf. Wie leicht zu ersehen, kommt es bei dem, was Möglich ist, auf einen zentralen Punkt an: Den Umgang mit den *sinnzeitlichen* Differenzen Kontinuum und Diskretion, Synchronie und Diachronie, Ausdehnung und Punkt, Dauer und Flüchtigkeit.

Die »aufgeschobene Referenz« erscheint ohne Dauer aber nunmal automatisch und unvermeidlich als »verspätete Gegenwart«. Referenzen können (wenn überhaupt) innerhalb einer perlenkettenartigen Aufreihung ausdehnungsloser Gegenwarten natürlich immer nur unilateral gedacht werden, sozusagen als Verbindung vom »Vortrag« zum »Nachtrag«. Multilaterale Referenzen implizieren dagegen Synchronie und somit eine (Mindest)Dauer. Eine phänomenologische Theorie des Sinns erzwingt also förmlich die Annahme der Gleichzeitigkeit aufeinander verweisender Unterscheidungen, womit die Reduktion von Beobachtungen auf Singularitäten im Sinne nur »punktuellem und von allem anderen losgelöster Gegenwarten« vermieden werden kann.

Problematisch ist auch, dass Effekte bedeutungserzeugender Prozesse wie der des »[Aufschubs](#)«, der »Verspätung« oder des »Nachtrags« in ihrer Möglichkeit wie ihrem Zustandekommen nur erklärt werden können, wenn die entsprechende Theorie differenztheoretisch aufgebaut wurde. Denn nur, wenn *Kontextuierung und Referenz* auf *Sinnebene* als *Differenz von Diskretion und Kontinuum* und auf *Zeitebene* als *Differenz synchroner und diachroner Prozesse* begriffen wird, kann eine Explikation der genannten Effekte gelingen. In welcher Hinsicht sollten sich Bedeutungen auch »verschieben«, inwiefern sollten sie »entgleiten« oder sich »verspäten« können – wenn nicht in Hinsicht auf jeweils eine Seite der genannten Differenzen? Aus diesem Grund können abseits einer differenztheoretischen Konstruktion diese Effekte zwar erkannt, nicht aber erklärt werden.

Gerade das hatte sich ja an Freuds Theoremen der (Sinn)*Verschiebung* und (Bedeutungs)*Verdichtung* mit dem Effekt einer (Erinnerungs)*Verdrängung* gezeigt. Nicht zufällig hatte er diese Phänomene direkt ans *Gedächtnis* beziehungsweise die *Erinnerung* gekoppelt, sprich: *an die zeitliche Differenz von Retention (Erinnerung) und Aktualisierung (spontaner Assoziation)* und eben daran hatte sich ja auch Derrida orientiert. Vor allem am Beispiel der Verschiebung lässt sich (auch mit Derrida) leicht exemplifizieren, dass jedes *Entgleiten von Bedeutungen* zur Voraussetzung hat, dass funktionale *Synchronisierungsprozesse*, Retention (Erinnerung/Gedächtnis) und Protention (Vorwegnahme/Prospektion) z.B. in Form von *Erwartungen*, aber auch in Form einer *Orientierung auf Anschlussoperationen* hin, zu verbinden suchen. Gerade Freuds Theorie der Abwehrprozesse macht deutlich, dass eine Gefahr nur sehen kann, wer Gefahr erinnert (*Retention*) und Aktuelles nur als drohend behandelt werden kann, wenn diese Erinnerung einen möglichen *Verlauf* der Gegenwart mittels *Protention* in Richtung sich schon andeutender Gefahren erkennbar werden lässt. Erst dann und nur dann, kann *jetzt* die »sich erinnernde« und zugleich immer »auf Zukunft hin orientierte« *Abwehr* greifen.

Eben darum meint der Derridasche Dekonstruktivismus, wenn er von *différance* spricht, keineswegs etwas, dass dem Begriff der Differenz, wie er innerhalb der Systemtheorie Anwendung findet, ausreichend nahe kommt. Differenzen bei Luhmann führen beispielsweise auf Paradoxien, gerade weil sie gut cartesianisch als *klare* und *scharfe* Unterscheidung gesetzt wurden. Und nur aus dem gleichen Grund können Philosophen sich seit über 2000 Jahren die Frage stellen, ob wirklich [alle Kreter lügen](#). Das, was Luhmann mit Hinweis auf Bateson und Spencer Brown darlegt, zielt also auf Schärfe und Klarheit. Paradoxien entspringen der Schärfe (mit Ausnahme des Wortspiels!) und machen eine Frage nicht durch Verwaschung, sondern durch eben ihre Schärfe *unentscheidbar*. Sie zwingen den Beobachter, sobald er eine Seite markiert hat, seine Beobachtungen fortzusetzen, um anschließend, immerfort hin und her oszillierend, die jeweils andere Seite zu markieren. Aber eben darum haben Paradoxien mit dem, worauf die Derridasche *différance* zielt, wenig zu schaffen, denn in der *différance* (wie bei Freud) geht es genau um das Gegenteil, nämlich das Verschwimmen von Grenzen, darum, dass im Fortprozessieren des Sinns diese *niemals scharf* gezogen werden können. Die »*différance*« meint mithin *nicht das Verschiedene* im Sinne des Unterschieds, *sondern im Sinne des »Verscheidenden«*. Sie meint das »Verschiedene« im Sinne des »Entschlafenen«, »Entrückten« oder auch »Verrückten« (i.S. von »etwas verrücken« – die deutsche Sprache kommt dem Denken der *différance* konnotativ sehr entgegen).

In der Dekonstruktion Derridas wie in der Phänomenologie der Systemtheorie zeigt sich Sinn entsprechend als ein Prozess, der auf der *Anschlussentwicklung per Ausentwicklung der Differenz von Synchronie und Diachronie* aufsetzt und keineswegs nur auf einer Seite dieser Differenz. Sinn braucht dieses »Und-so-Fort« wie diese »Gleichzeitigkeit« (das »parallele Verwobensein« von Differenzen). Wird Verwobenes in diesen Prozessen des »Und-so-Fort« parallel an einzelnen Stellen Stück für Stück modifiziert, so verrutschen Bedeutungen und es entsteht das besagte »Entgleiten«. Sinn geht entsprechend weder auf im bloßen »Jetzt«, noch im »Aufschub«, im »Nachtrag« oder im »Entgleiten« – aber im sinnhaften Prozessieren zeigen sich auch alle diese »*différences*«.

Um Referenzen horizontale (ab)driften lassen zu können, muss Sinn nun Mal alle diese Möglichkeiten zulassen, muss Sinn sich selbst als Differenz von Diachronie und Synchronie prozessieren können. Daher werden nur Theorien, denen es gelingt, Gleichzeitigkeit und Kontinuität neben punktuellen Abfolgen in ihr Zeit- und Verweisungsmodell zu integrieren, »Sinn« befriedigend beschreiben und explizieren können.

SINGULARITÄTEN

Der Horizont des Sinns kann niemals auf »Totalbeobachtung« hin scharf gestellt werden, weil dann dasjenige verschwinden würde, von dem sich Beobachtungen als eingebunden-unterscheidbare voneinander abheben könnten. Wer in den Apfel beißt, dem wird daher nicht erspart bleiben, erkennen zu müssen, dass er nackt ist.

Allem Anschein nach soll das Modell des Nachtrags im Neo-Dekonstruktivismus ein beobachtungslogisches Problem lösen. Dieses Problem lässt sich am ehesten erkennen, wenn wir uns die von Luhmann (mit Anspielungen auf Bateson und Spencer Brown) formulierten »Gesetze der Beobachtung« vor Augen führen:

(A) Beobachtungen unterscheiden etwas. Aber keine Beobachtung kann die Unterscheidung sehen, auf die sie sich bezieht. Beobachtungen sehen sozusagen immer nur eine Seite dessen, was sie unterscheiden. Diese Seite erscheint dabei zunächst nur als *Negation* der Seite, von der sie unterschieden wurde. Der Beobachter steht sozusagen auf einer *Position*, deren gegenüberliegende Seite zunächst nur konträr *negativ* bestimmt ist, d.h. als »Nicht-Position« (Negation).

(B) Das ändert sich in genau dem Moment, in dem diese Negation bezeichnet wird. Damit wird sie *positiv*, während die Position des Beobachters als unbezeichnet in Latenz versinkt. Die logische Position des Beobachters (also die unbezeichnete Seite, von der aus er auf die andere »blickt«, um sie unterscheiden und bezeichnen zu können) wird so als dasjenige, was der bezeichnungsführenden Seite gegenüberliegt, von der Position zur Negation: Die unbezeichnete Seite gerinnt dabei in ihrer reinen Negativität zu etwas, über das sich nicht mehr sagen lässt, als dass es nicht die bezeichnungsführende Seite ist. (Wir bleiben auf Tuchfühlung mit Hegel.).

(C) Um aber die Unterscheidung als solche (also Position und Negation) oder wenigstens überhaupt erst einmal die Beobachterposition (negative Seite = Position des Beobachters) selbst sehen zu können, muss dieser Beobachtung eine zweite folgen. Wird dabei nur auf die gegenüberliegende Seite gewechselt (crossing), so bleibt die Unterscheidung als solche weiterhin latent; dafür wird aber nunmehr erneut die Position zur Negation und die Negation zur Position. Es wiederholt sich das unter (B) Geschilderte, wenn auch mit »verkehrten Vorzeichen«.

(D) Entscheidend dabei ist: Bisher wurde nach Spencer Brownschem Schema beobachtet (also: unterschieden und bezeichnet), aber noch kamen keine alternativen Möglichkeiten zu unterscheiden in den Blick, kurzum: Im Spencer Brownschen Beobachtungsschema (hier: A-C) fungiert Beobachtung noch *nicht sinnhaft!*

(E) Um *Sinn* (sinnhafte Kontextuierung bzw. horizonthaftes Verweisen) herstellen zu können, reicht es also nicht, die notwendig gewordene zweite Beobachtung auf die erstere anzuwenden. Sinnhaftes Operieren setzt weit mehr voraus, vor allem aber ein *breites Feld aufeinander bezogener (virtualisierter) Beobachtungen*. Es geht also mitnichten einfach um Differenz, sondern um – wie Luhmann treffend in Anlehnung an Bateson formulierte – »*a difference that makes a difference*«, sprich: Es geht um aufeinander bezogene Differenzen, denn: Um einen Unterschied machen zu können, der einen Unterschied macht, *müssen Unterscheidungen (aufeinander bezogen und voneinander) unterschieden werden können!*

Da jedoch das neo-dekonstruktivistische *Modell des Nachtrags* ausschließlich *punktueller Gegenwart* und in der Folge immer nur *singularisierte* (d.h. zeitlich wie referentiell alleingestellte) Beobachtungen kennt, kann dort der letzte, entscheidende Schritt aus (E) nicht nachvollzogen werden. Das hat zunächst trivialer Weise zur Folge, dass *weitere* Beobachtungen immer als *nachträgliche* Beobachtung begriffen werden müssen: Ein Resultat der Unmöglichkeit, innerhalb dieses Modells Gleichzeitigkeit zu konstruieren. So wird aus »nachfolgend« also immer »nachträglich«. Das aber bedeutet, dass das *Modell nicht erklären kann, wie sinnhaftes Operieren zustande kommt*. In letzter Konsequenz heißt dies dann sogar, dass der Nachtrag gar kein Nachtrag im Sinne Derridas sein kann – denn das würde voraussetzen, dass wir uns immerzu im Medium des Sinns bewegten (was ja auch phänomenologisch naheliegt). Da aber der Neo-Dekonstruktivismus keine sinnhaft-synchronen Verweisungen kennt, sondern Beobachtungen stets als bloße Singularitäten auftreten lässt, stehen sie immer in einem *isolierten Jetzt*, das keine Dauer kennt und ohne diese natürlich auch keine Gleichzeitigkeit.

Jede Beobachtung gerinnt dabei zu einer *Singularität* mit einem eigenen (und also: verweislosen) *Ereignishorizont*. Anstelle der Annahme eines alle Beobachtungen einbindenden Sinnhorizonts bildet im Modell des Nachtrags jedes Ereignis ein eigenes »Universum«, in dem nichts gilt, was für anderes gilt, einfach, weil keinerlei Bezüge existieren. Singularisierung *plus* Nachträglichkeit führen also zu völliger *Bezugslosigkeit*. Es können keine Referenzen gebildet werden, sondern nur losgelöste, in keinerlei Zusammenhang stehende und auch zeitlich voneinander isolierte Einzelbeobachtungen – und also: kein Sinn. *Dem Neo-Dekonstruktivismus ist in der Folge seines Zeitmodells die Theorie des Sinns abhanden gekommen. Er entzieht sich infolgedessen seine eigenen Voraussetzungen – und kollabiert.*

Das Modell des Nachtrags versucht also im Kern, die Annahme synchroner Verweise durch die Annahme bloßer Abfolgen zu ersetzen. Wenn man aber die Gedanken der Gleichzeitigkeit und der Dauer verwirft, so wird man schwerlich darlegen können, wer überhaupt und wie beobachten können soll, dass eine Abfolge gegeben ist? Abfolgen setzen ja immer schon voraus, dass über eine längere Zeitstrecke (Dauer!) beobachtet wird. Nur, wenn eine Beobachtung fort dauert, kann eine Abfolge, ein Nacheinander erkannt werden.

Davon abgesehen wird eine singularisierte Beobachtung n_{+1} immer opak bleiben, da sie zwar »sehen« kann, was in »n« unterschieden wurde, *nicht aber ihren Bezug auf »n«* – und auf eben den käme es ja an! Wie sollte sonst Sinn aufgeschoben beziehungsweise »nachgeliefert« werden können? Es wird schlicht nicht sichtbar, dass sich n_{+1} auf »n« bezieht. Es wird nicht einmal sichtbar, dass n_{+1} sich überhaupt auf eine andere Beobachtung bezieht. *Und das alles kann auch gar nicht sichtbar werden, einfach, weil sich n_{+1} im Modell des Nachtrags tatsächlich auf nichts bezieht.* N macht so schlicht die Unterscheidung, die es macht. Aber wer könnte das beobachten?

Unbestritten kann also zwar in n_{+1} unterschieden und bezeichnet werden – aber ohne dabei Referenzen, Beziehungen, Verweise (und also: Sinn) aufbauen zu können, denn das können singularisierte Beobachtungen a definitione nie. Streng genommen – wenn man ganz konsequent verfahren wollte – dürfte nicht einmal von einem »Nachtrag« gesprochen werden, *denn zu was sollte eine Beobachtung ein Nachtrag sein, wenn überhaupt keine Referenzen, keine Verbindungen zu einer Abfolge aufgebaut wurden? Der Nachtrag ist also inkonsequenter Weise nur ein Nachtrag aus Sicht eines Beobachters, der seinerseits anders, und d.h.: horizonthaft und eben nicht im Modus reiner Nachträglichkeit operiert.* Nur ein solcher Beobachter könnte Referenzen konstatieren, die im vereinzelt Nacheinander reiner Singularitäten unsichtbar bleiben müssten.

Auch hier zeigt sich: Schon die bloße Konstatierung eines *Nacheinander*, geschweige die *Referenzierung von Beobachtungen* erfordert die Differenzen von Diskretion und Kontinuum, Synchronie und Diachronie, Dauer und Gleichzeitigkeit. Wir schließen hier mit der Bemerkung, dass, wenn der Nachtrag also gar kein Nachtrag ist, auch von einem *Aufschub* keine Rede sein kann. Referenzierung lässt sich nunmal nicht durch Aufschiebung nachtragen, weil sich dabei das geschilderte Problem nur wiederholen würde. Das »Spiel der Bezugslosigkeit und des fehlenden Nacheinanders« würde sich lediglich in einer unendlichen Iteration wiederholen, ohne jemals die gestellte Aufgabe zu lösen. Das Modell des Nachtrags scheitert mithin an dem schon aus der Tradition der Subjektphilosophie bekannten Problem einer unendlichen Iteration misslingender (Selbst)Bezugnahmen. (Vgl. hierzu ausführlich H. Wasser, [Sinn – Erfahrung – Subjektivität](#), Kapitel 3.2.2.)

Die Beobachtung einer Beobachtung mittels einer *nachfolgenden* Beobachtung kann also keineswegs rein nachträglich geschehen. Diachronie kann nur erzeugt werden, wenn serielle Prozesse durch synchrone Prozesse unterstützt werden. Ohne Synchronie wäre der Nachtrag kein Nachtrag, weil er dann verbindungslos und ohne jede Referenz bliebe. Sinnhafte Beobachtungen müssen also immer mit zeitlicher Überschneidung prozessiert werden. *Nur parallele Beobachtungen können beziehungsweise aufeinander verweisen und sich selbst entsprechend als Abfolgen beobachten.* Nur in der Abarbeitung der *Differenz von Diachronie und Synchronie* kann ermittelt werden, was jeweils Gegeben (aktuell/jetzt/gegenwärtig) ist, und zu welcher anderen Beobachtung es im Verhältnis eines »Nach-Trags« beziehungsweise »Vor-Trags« steht. Vergangenheit, Ge-

genwart und Zukunft bilden also rein relative, *kreuzdifferenzierte* Bestimmungen², die nicht einfach so »da« sind, sondern (wie alles andere) überhaupt erst einmal erzeugt werden müssen. Jedenfalls lässt erst die Konstruktion des Verhältnisses von Vergangenheit und Zukunft (oder: von Retention zu Protention) sichtbar werden, was »jetzt« Gegenwart ist. Analog lässt nur das Verhältnis von Gegenwart und Zukunft etwas als vergangen erkennbar werden. Und ebenso lässt nur das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart etwas als antizipierbar bzw. als anschlussfähig »aufscheinen«. *Phänomenologische Zeit ist also immer relativistische Zeit, die Kreuzdifferenzierung voraussetzt.*

Der neo-dekonstruktivistische Ansatz gibt dieses Denken eines horizonthaften Zugleichs auf und konstruiert statt dessen Zeit als rein serielle beziehungsweise lineare Abfolge aufeinander folgender (ausdehnungsloser) Punkte. Dieses Modell übersieht, dass innerhalb verbindungslos aufgereihter Gegenwartspunkte ein »Referenzaspekt« gar nicht aufgebaut und folglich auch nicht beobachtet werden kann. *Die geforderte (sinnhafte) Beziehung (Referenz) wird im reinen »Jetzt« singulärer Beobachtungen einfach nie erreicht.* Der Aufschub wird hier ein Aufschub zum »Sankt Nimmerleinstag«, weil singuläre Beobachtungen zwar zwei Seiten (einer Form) unterscheiden und Einzelseiten bezeichnen können, einbindungs- bzw. verweisungslos aber keine Rede davon sein kann, dass sie anderen Beobachtungen folgen. »Folgen« werden nunmal nie anders sichtbar, denn als Verweis vom Vorher aufs Nachher. Gleiches gilt natürlich für jeden Beobachter zweiter Ordnung, also jeden *externen Beobachter*: Auch dieser kann eine Abfolge von Beobachtungen beim beobachteten Beobachter nur konstatieren, wenn seine eigenen Prozesse nicht wie im Modell des Nachtrags, sondern horizonthaft referenzierend aus der Differenz von Diachronie und Synchronie heraus aufbauen. Zugespitzt ausgedrückt: *Einen Nachtrag kann nur beobachten, wer seinerseits nicht nach dem Modell des Nachtrags beobachtet.* Im *Vakuum der Singularität* würde sich jedenfalls weder ein Jetzt, noch ein Früher, noch ein Später finden lassen.

Jede Selbstmodifikation des Sinnhorizonts ist zur Aufrechterhaltung ihrer Verweisungsfunktion immer auf ein Minimum parallelisierter Beobachtungen angewiesen. Nur, wenn ein verweisrelevanter Teil das jeweils »Verfallenden« sofort durch andere verweisrelevante Unterscheidungen ersetzt, kann ein Verweisungs*zusammenhang*, kann ein Horizont aus *Realem und Möglichem*, kann *Sinn* gebildet werden. Schließlich geht es in unserer Untersuchung nicht um *beliebiges Beobachten*, sondern um *sinnhaftes Beobachten*.

²[Kreuzdifferenzierung](#) nenne ich jene zweistelligen Differenzen, die einen synthetischen Drittwert erzeugen, so wie bei Luhmann die (Kreuz)Differenz von »Information und Mitteilung« »Verstehen« als Drittwert erzeugt.

DIFFÉRENCE UND SINNZEIT

Kommunikativ wie erlebensmäßig betrachtet ist »Zeit« also eine Resource, die im Verbrauch entsteht und die nur knapp wird, weil sie aufgeteilt werden muss. Sie wird also nie für das System als Ganzes knapp, sondern immer nur *distributiv*. Das zeigt sich existentialistisch gewendet besonders deutlich im Tod.

Die *Selbstmodifikation des Sinns* läuft also auf zwei sehr unterschiedliche Arten und Weisen ab. Die erste werde ich »*change*« nennen, die zweite »*shifting*«.

- ✦ Im Falle eines »*change*« ändert sich der *Fokus* (vgl. hierzu oben S. 13) einer sinnhaften Beobachtung vollständig: Die Aufmerksamkeit »verrutscht«, das Thema wechselt. Kurz: Das, was im Zentrum steht, wird vollständig ausgetauscht. Die Kommunikation dreht sich dann z.B. nicht mehr um den Vertrieb von Webradios, sondern die Finanzierung neuer Projekte. Oder, im Fall psychischer Systeme: Man betrachtet nicht mehr die Landschaft, sondern schaut auf die Uhr.
- ✦ Ganz anders und aus morphologischer Sicht sehr viel bedeutender ist aber das *shifting* (vgl. auch hierzu oben S 13): Hier ist der Fokus zwar mitbetroffen, wird aber nicht verlassen, sondern nur neu konturiert. Dies kann nicht durch radikale Neukonturierung (also durch den Austausch der im Zentrum stehenden Beobachtung geschehen), sondern nur durch Variation rein horizontalt referenzierter Differenzierungen. Nur marginal kontextuierende, demarkierende Differenzen werden hier also ausgetauscht.

Im *shifting* kann also »das, was der Fall ist« (etwa der »intentionalen Gegenstand«) im Fokus verbleiben. Im Unterschied zum *change*, der intermittierend, aber ohne feste Frequenz auftritt, findet das *shifting* ununterbrochen statt. Gerade psychischen Systemen wird es – sofern wir keine Zen-Spezialisten oder Yoga-Gurus sind – nicht gelingen, ein fortwährendes Neukonturieren des Erlebens zu verhindern. Analoges gilt für Kommunikation: Kommunikation ohne *shifting* kann es nicht geben. Allenfalls die Wiederholung könnte, sofern man sie tautologisch deutet, als ein Ausnahmefall betrachtet werden: »A rose is a rose is a rose...« Aber selbst darüber ließe sich trefflich streiten.

Jede Selbstmodifikation des Sinnhorizonts besteht nun mal in einem Wandel *referenzierter* Beobachtungen. Und jeder Wandel muss Synchronie fortwährend in Diachronie überführen, um neue Synchronien erzeugen zu können. So bedeutet Neukontextuierung immer auch »Verzögerung« (Wandel braucht Zeit) und also: »Aufschub«. Und wenn wir nur wissen möchten, was 4.359-1.746 ist, müssen wir rechnen (lassen) – und also auf ein Ergebnis *warten*. Wir referenzieren dabei »protentional« einen *Anschluss* (Rechenergebnis) bzw. sind auf einen Anschluss hin orientiert, der nunmal einen *Aufschub* verlangt. In diesem Beispiel wird somit (wie im Wartezimmer des Arztes) bereits ein Ereignis referenziert, das noch nicht eingetreten ist. Es erhält ein »flag«, welches das Ereignis als »noch nicht eingetreten« kennzeichnet. Und wir referenzieren neu, wenn es dann eintritt (oder uns allmählich der Geduldfaden reißt). Doch dieselbe Art von Aufschub findet in jeder Sinnstellung statt, im Regelfall ohne Zuteilung von Aufmerksamkeit. Bestehende Gleichzeitigkeiten müssen

also (partiell) verfallen, um neue aufbauen zu können. Wir können insofern auch von »referenziertem Entschwinden« oder einem »temporären Auflösen von Referenz unter Vermeidung von Referenzverlusten« sprechen. Oder eben kurz und knapp: vom *Aufschub* (vgl. die hierzu oben auf S. 18 gemachten Ausführungen). Das »Phänomen des Aufschubs« spielt also auch innerhalb phänomenologischer Modelle eine zentrale Rolle, ohne jedoch durch eine infinite Iteration (s. oben S. 21) belastet zu werden.

Begriffe wie *change* und *shifting* können also helfen, Sinn als einen Prozess zu verstehen, der auf keinerlei Bestände zurückgreifen kann. Sinn »existiert« nur als etwas rein Prozessuales, dessen Elemente immerfort verfallen und ersetzt werden. »Change« wie »shifting« machen aber zugleich deutlich, wie Elemente, die streng genommen erst noch erzeugt werden müssen, »flüchtige Verweislagen« (temporär bestehende Referenzen) in einen neuen Zustand »hinüber retten« können. Mit anderen Worten: Um während laufender Modifikationsprozesse einen *Kollaps der Bezüge* verhindern zu können, muss ein prozessualer Mindeststatus (den ich »die Kennzeichnung« nenne) erhalten bleiben. Dazu bedarf es einer Art »kritischer Masse« von Bezügen. Diese ermöglicht Wiedererkennbarkeit und Fortsetzung der Referenz trotz ständiger Teilauflösung. (Man mag unwillkürlich an die Selbsterneuerung von Zellverbänden erinnert werden.) Zum anderen muss das System »(Ab)Warten« können, d.h., es muss »on the fly« anzeigen können, *dass und an welchen Kontexten momentan Änderungen stattfinden*, die noch nicht abgeschlossen wurden. Wenn *Zustände* aber nichts weiter sind als *operativ stabilisierte Prozessabschnitte* (vgl. oben S. 9), dann beschreibt »on the fly« einen *temporären Systemzustand*, in dem das System einen Aufschub *verkraftet* und sein Eintreten *erkennen* kann. So ungefähr kann man sich systemtheoretisch *Sinn als einen horizonthaft ablaufenden, permanenten Modifikationsprozess* vorstellen.

Wenn man diesen ständigen Fluss, dieses ständige »Verändern und 'Übergehen-in'« beobachtet, so wird man notwendigerweise »Verrückungen« entdecken und diagnostizieren müssen: Sinn wird unweigerlich (und oft genug: unmerklich) verlagert, variiert, oszilliert, so dass es zu »Verschiebungen« und »Verdichtungen« (sensu Freud/Derrida) kommen kann:³ Sinnverschiebungen können und müssen zwar auf ein gewisses (dynamisches) Maß begrenzt werden können; Sinn kann aber niemals »geparkt« oder »fixiert« werden.

Das »Phänomen des Aufschubs« wird also innerhalb eines phänomenologischen Konzepts keineswegs geleugnet – im Gegenteil: Es wird auch hier als unvermeidlich vorausgesetzt, aber es ist, wie wir sehen konnten, ohne die rahmende *Differenz von diachron und synchron* nicht erklärbar. Das Horizontmodell hat also nicht nur diesen Vorzug, einen Erklärungsrahmen für Aufschubs- und Nachtragsphänomene zu bieten; es hat vor allem den Vorteil, dem oben geschilderten *Einwand einer unendlichen Iteration* (s. oben S. 21) zu entgehen. Eben dies ermöglichen zwei sehr einfachen Theoriezüge, die letztlich auf einer *Verstärkung und Verschränkung differenztheoretischer Momente* basieren:

- * Erstens geht das Horizontmodell des Sinns davon aus, dass diachronen Prozessen (die *nachträglich* anschließen) komplementäre, synchrone Prozesse gegenüberstehen. Daher müssen nicht alle Leis-

³*Natürlich* denken wir hier nicht direkt an Freuds Abwehrmechanismen. Das brauchen wir auch nicht, da weder Freud noch Derrida behaupten, die Phänomene der Verschiebung und der Verdichtung würden durch Abwehrprozesse *ermöglicht*. Vor allem Freud behauptet ganz im Gegenteil nur, dass sie in Immunreaktionen genutzt werden. Die Abwehr bedient sich der Sinnverschiebungen und -verdichtungen – sie ist aber nicht Bedingung ihrer Möglichkeit.

tungen per »Nachtrag« erbracht werden. Ein gewisser Pegel an Bezügen wird gehalten und parallel prozessiert, während andere verfallen und ersetzt werden. Vermutlich werden in einer Art *patching* ganze »Verwebungsstränge« (d.h. besonders eng miteinander verwobene Referenzen) ausgetauscht und dabei re-synchronisiert. Hier wird sichtbar, dass *Gleichzeitigkeit* keine faktische Gegebenheit neben anderen ist, sondern *Resultat der Abarbeitung der Differenz von Diachronie und Synchronie* und also: *Resultat von Synchronisierungsprozessen*.

- ✱ Zweitens kennt das Horizontmodell nicht nur Ereignispunkte (Diskretion), also schiere (punktuelle) Gegenwart, sondern auch zeitliche Dauer und Entwicklung als Übergang (Prozess/Verlauf). Es geht also davon aus, dass neben der Differenz von Diachronie und Synchronie auch immer die *Differenz von Diskretion und Kontinuum* prozessiert wird. Auch dies ermöglicht eine Kopplung des Vorher und Nachher, verhindert also schon auf basaler Ebene die *Singularisierung von Gegenwartsoperationen*, indem es *Beobachtungen über Bindung miteinander verschleift*.

Gerade, wenn man Phänomene der Verzögerung, der Verschiebung oder der Verdichtung greifen möchte, erscheint *Gegenwart* auch auf *Ereignisebene* phänomenologisch immer als *Dauer*, mindestens aber als so etwas wie ein »Kleinstzeitraum« oder als »specious present« (wie Luhmann es einmal ausgedrückt hat). Auf Prozessebene wird dieser Sachverhalt noch deutlicher: Prozesse können zwar von beliebig kurzer, aber *nicht ohne* Dauer sein. Jeder Prozess im »Jetzt« wird immer ein Kontinuum bilden (sonst würde es sich nicht um einen Prozess handeln, sondern eben doch wieder nur um ein punktuell Ereignis). Eben darum übergreifen alle Prozesse – und seien sie noch so kurz – immer ein Stück Vergangenheit, die Gegenwart und ein unbestimmtes Stück der Zukunft. *Präsenz* kann anders schlicht nicht begriffen werden: Wenn das Feuer brennt, so heißt dies immer und unvermeidlich, dass es in der *Vergangenheit* schon eine Weile gebrannt haben muss (egal wie kurz diese »eine Weile« auch immer sein mag), *jetzt* immer noch brennt und auch ein Stückweit in der *Zukunft* (und sei diese noch so kurz) noch brennen wird. Ließen wir auch nur die Zukunft weg, so könnte diese Aussage keine Verlaufsform mehr nehmen und auch keinen *Präsenz*. Unvermeidlich müsste sie dann lauten: Es hat gebrannt. Dies gilt zum einen, weil *die Aussage selbst ihre Zeit benötigt* – und während die Aussage gemacht wird, muss das Feuer natürlich noch brennen, sofern die Aussage zutreffen soll. Dies gilt aber zum anderen, weil ein reines, ausdehnungsloses »Jetzt« gewissermaßen immer schon vorbei wäre. Es könnte nicht beobachtet, nicht bezeichnet werden, schlicht weil der operative Konstruktivismus davon ausgeht, dass Beobachten und Bezeichnen Operationen sein müssen, die nunmal (System)Zeit produzieren und instantan brauchen.

Was wir fürs Brennen des Feuers gezeigt haben, gilt also für *jeden Prozess* und wird sehr schön deutlich am »Zeitbedarf aller Aussagen«: $5+3$ wird zwar nicht 8, sondern *ist* 8 ($5+3=8$). Aber schon *die Aussage, dass dies so ist*, benötigt Zeit, um gedacht oder um kommuniziert zu werden. Hinzu kommt, dass $5+3$ zwar 8 *ist*; diese Tatsache muss aber trotzdem jedes mal aufs Neue »errechnet« (*reproduziert*) werden (und sei es: aus dem Gedächtnis oder der Speicheradresse AFPE.0815). Jede Aussage *ist* Prozess, benötigt Prozess(or)Zeit, nimmt Dauer in Anspruch. Folglich gilt für Gegenwart: Jede Aussage über Gegenwärtiges benötigt Zeit und daher muss alles »Gegenwärtige« immer (auch) als »Verlauf« bzw. »Ablauf«, sprich: als Kontinuum gefasst

werden. Jede Gegenwart muss mindestens so lange dauern, *wie die entsprechende Aussage, die Gegenwärtiges konstatiert, an Zeit benötigt.*

Wenn Zeit und Sinn in ein und der gleichen Morphologie liegen (nämlich in der einer Verwandlung der Differenz von Diskretum/Kontinuum in die von Diachronie/Synchronie vice versa, vgl. hierzu oben S. 10), so heißt dies, dass – kommunikativ wie erlebensmäßig betrachtet – »Zeit« eine Ressource ist, die erst im Verbrauch entsteht und die deshalb nur knapp wird, insofern sie aufgeteilt werden muss. Sie wird also nie für das System als Ganzes knapp, sondern immer nur *distributiv*. Das zeigt sich existentialistisch gewendet recht deutlich am Tod: Psychische Systeme, die ja immer ihren sicheren Tod vor Augen haben können, entwickeln aus diesem Grund regelmäßig parallel zum rein operativen einen *emphatischen Sinnbegriff* als Konsequenz ihres Wissens um ihre Distributionslimits. Es geht dann nicht mehr nur um das »jeweilige Erleben und Tun«, sondern um die *distributive Frage* des »richtigen Erlebens und Tuns« (und in einer Steigerungsform ums »richtige Sterben«). Diese Endlichkeit von Distributionsmöglichkeiten kann auch sichtbar werden als »Angst«. Man kann dann dazu Heidegger, Sartre oder Camus lesen. Oder: Sigmund Freud (siehe Literaturhinweise am Ende des Essays).

Was also sollte *Gegenwart* phänomenologisch anderes bedeuten, wenn nicht: *Übergang* von der Vergangenheit in die Zukunft? Aber auch in Form einer *Anschlussorientierung* sind Zukunft und Kontinuum in jedem Gegenwärtigen immer schon mitpräsent: »... kontinuierlich 'fügt sich' an jede Impression, in der das Erlebnis-Jetzt gegeben ist, eine neue, einem kontinuierlich neuen Punkte der Dauer entsprechende an; kontinuierlich wandelt sich die Impression in Retention, diese kontinuierlich in modifizierte Retention usw. Dazu kommt aber die Gegenrichtung der kontinuierlichen Wandlungen: dem Vorher entspricht das Nachher, dem Kontinuum der Retentionen ein solches der Protentionen.« (E. Husserl: Ideen I.) Es geht also immer um die Differenz von Kontinuum und Diskretion, um einen kontinuierlichen Wandel, der Gegenwart in Vergangenheit überführt, ohne diese dabei zu verlieren. Und all das geschieht immer schon »im Kontakt« mit der Zukunft. Es geht also *nicht* um singuläre, zusammenhanglose Ereignispunkte.

Beschreibung und Wahrheit

Phänomenologische Theorien, die über ein entsprechendes Design verfügen, bedürfen weder der Annahme »eines letzten Seins« noch eines alles andere begründenden »Absoluten«, eines »letzten Grundes«, auf dem alles andere aufbaut. Schon der Ruf nach *Letztbegründungen* sollte heute vielleicht eher Skepsis hervorrufen. Modellpluralismus statt spekulative Metaphysik, könnte der Wahlspruch lauten. Auch die Systemtheorie sollte sich damit anfreunden, irgendwann einfach als überholt zu gelten.

Wenn man die phänomenologische Methode an eine Theorie der Beobachtung von Beobachtern koppelt, so empfiehlt sich ein schrittiges Vorgehen: In einem *ersten Beobachtungsschritt* wird daher eine gewisse Urteil-

senthaltung (Epoché) sichtbar (die vielen auch heute noch als systemtheoretischer Positivismus erscheint). Hier kommen z.B. nur Aussagen vor, die rein deklarativ-deskriptiv gehalten sind. Deklarativ-deskriptiv meint: Sie beschreiben einen Sachverhalt, der die Beobachtungen, Ansichten beziehungsweise Operationen *anderer Beobachter* formuliert, ohne sie zugleich (kritisch) zu bewerten: *Deskriptive Beobachtungen* achten beispielsweise nicht darauf, ob das, was der beobachtete Beobachter erlebt beziehungsweise kommuniziert, auch der Wahrheit entspricht, wissenschaftlich haltbar, intersubjektiv teilbar, angemessen, korrekt oder logisch ist. Deskriptive Beobachtungen halten zunächst nur fest, *das* und *was* ein Beobachter beobachtet.

Deklarative Beobachtungen zeichnen sich wiederum dadurch aus, dass sie zudem festhalten, *wie* ein Beobachteter beobachtet. Das ist beispielsweise schon dann der Fall, wenn eine Beobachtung schlicht festhält, dass der beobachtete Beobachter ein bestimmtes Phänomen unter dem Wort »Musik« abhandelt oder unter dem Begriff der »Kunst«. Deklarative Beobachtungen vertiefen also im Gegensatz zu deskriptiven nicht die Beschreibung des Phänomens, sondern ergänzen, *wie* der (beobachtete) Beobachter »deklariert«. Sie qualifizieren und steigern so Vergleichsmöglichkeiten. Beispielsweise: Wenn die Wirtschaft von »Gewinn« spricht, so meint sie damit nicht gerade etwas, das mit dem übereinstimmt, was die Religion oder das Recht oder der Sport »Gewinn« nennen. *Wie* aber beeinflussen diese semantischen Divergenzen der Systeme die Kommunikation zwischen ihnen? Diese »Wie-Fragen« werden also phänomenologisch gerade dann interessant, wenn Widersprüche, Antagonismen, Unstimmigkeiten und andere Ungereimtheiten ins Blickfeld geraten. *Es geht also nicht darum, Unstimmigkeiten zu bereinigen, sondern darum, zu verstehen, warum Kommunikation und Erleben dennoch funktionieren.*

Führend wir uns diese Überlegungen an einem Beispiel vor Augen: Die Systemtheorie beobachtet Kommunikation z.B. als etwas, was nur die Kommunikation aus sich selbst heraus betreiben kann (Autopoiesis). Dennoch muss und wird die Systemtheorie in ihrer deklarativ-deskriptiven Herangehensweise feststellen, dass die Gesellschaft *sich selbst* weit überwiegend nicht als aus Kommunikation, sondern als aus Menschen (Subjekten) bestehend begreift und Kommunikation als etwas, das zwischen eben diesen Menschen abläuft. Die Systemtheorie, wenn sie ihre ideosynkratische Beschreibung der Gesellschaft gibt, sieht dies also anders, aber: Sie besitzt kein Erkenntnisprivileg, *keine privilegierte Beobachtungsposition*. Es verhält sich also nicht etwa »eigentlich« so, wie die Systemtheorie es beschreibt. Es gibt kein Monopol richtigen Beobachtens und Beschreibens. Es gibt nur Perspektiven von Beobachtern. So bleibt nur die Möglichkeit, lakonisch festzustellen, dass die Systemtheorie zur Wahrung ihrer eigenen Konsistenz Gesellschaft anders beschreiben muss als diese üblicher Weise von anderen Beobachtern beschrieben wird.

In trivialeren Fällen verhält es sich ähnlich. Nehmen wir das Beispiel »Popmusik«. Diese wird etwa von der Wirtschaft regelmäßig als »Kunst« bezeichnet, die hörbar erlebt wird und dabei starke Emotionen auslöst. Aus systemtheoretischer Sicht verfügt »Kommunikation« (im Gegensatz zum »Erleben«) nicht über ein Gefühlsleben und *folglich kann Musik kommunikativ betrachtet keinerlei Emotionen auslösen*. (Aber sehr wohl: *Emotionale Kommunikation!* Vorausgesetzt, man ist bereit, darunter Kommunikationen zu verstehen, die sich auffallend durch »emotionale Marker«, also etwa durch eine »emotionale Rhetorik« auszeichnen: Die Regierung kommuniziert dann, sie sei »verärgert«, Siemens zeigt sich »betrübt«, die Gewerkschaft äußert

sich »erboht«, während sich die Kirchen als »sehr betroffen« darstellen.) Wie dem auch sei: Es kann nicht die Aufgabe einer phänomenologischen Theorie sein, belehrend darauf hinzuweisen, die Wirtschaft, das Recht, die Religion, die Politik oder die Kunst seien im Irrtum: Popmusik könne nunmal keine Emotionen innerhalb der Kommunikation auslösen, weil Kommunikation schlichtweg nicht über eine Gefühlswelt verfüge. Die in der Beobachtung des beobachteten Beobachters beobachteten Festlegungen werden keineswegs durch systemtheoretische widerlegt und mit Hinweis auf ihre Inadäquanz ad acta gelegt. Im Gegenteil: Eine *phänomenologische Theorie der Beobachtung von Beobachtern* muss die ihr gegebenen Phänomene mit all ihren Merkwürdigkeiten in ihre Theorie eintragen, um einerseits darlegen zu können, wie (und warum) andere Beobachter beobachten, wie sie beobachten und andererseits, um gegebenenfalls die Differenz zur eigenen, *theoriekontaminierten Beschreibung* des Sachverhalts deutlich machen zu können. Eben darum erscheint es ratsam, im Rahmen eines phänomenologischen Vorgehens ideosynkratische Beschreibung, theoriekontaminierte Kritik und Deklaration sauber voneinander zu trennen.

Es gilt – um noch einen Augenblick im Beispiel zu bleiben – zu entdecken, dass die Feststellung, dass grundsätzlich Verschiedenes dennoch als (Pop)Musik begriffen werden kann, auf der Leistung *eines* Beobachters beruht, der die Identität (der Musik) in der Differenz beziehungsweise Diversität der unterschiedlichsten Beobachtungsweisen herzustellen und zu stabilisieren in der Lage ist. Kurz gesagt: Nur für *einen* Beobachter als *Einheit* kann eine Vielheit äußerst unterschiedlicher, u.U. konträrer Sachverhalte unter der Einheit *eines* Begriffs kondensiert werden. (Descartes und Kant hatten als vielleicht Erste auf diesen Umstand hingewiesen und Kant hatte dargelegt, dass die Möglichkeit, im Wechsel der Erscheinungen etwas als *einen* Gegenstand betrachten zu können, niemals durch den Gegenstand selbst, sondern ausnahmslos über die Einheit des Beobachters – für Kant also: das Subjekt – erzeugt werden könne.)

Ein weiterer Vorteil dieses phänomenologischen Vorgehens besteht aber darin, dass man nicht mit speziell aus Sicht der eigenen Theorie vorgefertigten Begriffen seine Beobachtungen anderer Beobachter starten muss, sondern mit einem sehr groben Raster beginnen kann, um möglichst wenig von vornherein ausschließen zu müssen und sich unvoreingenommen (»vorurteilslos«) dem Phänomen nähern zu können (wodurch zugleich die Zahl vermeidbarer blinder Flecken reduziert werden kann). Natürlich kann man, wenn man phänomenologisch vorgeht, jeder phänomenologischen Epoché in einem zweiten Schritt die Bewertung des Sachverhalts aus rein theoretischer Sicht folgen lassen. Die dabei unvermeidlich auftretende *Theorie-Kontamination* (vgl. hierzu oben S. 28) sorgt dann u.U. aber für einen Wechsel von einer *rein phänomenologischen* auf eine radikal *theoriegeleitete* respektive *theoriekontaminierte Konstruktion* des Phänomens.

Der nüchternen Beschreibung eines Phänomens folgt also erst in einem *zweiten Schritt* die theoriegeleitete Rekonstruktion beziehungsweise Auslegung. Dieser zweite Schritt negiert aber – wenn man sich an Luhmann hält – nicht den Wahrheitsgehalt des ersten Schritts. Mit anderen Worten: *Die systemtheoretisch kontaminierte Sichtweise entspricht nicht dem, wie sich die Dinge eigentlich verhalten!* Sie entspricht keiner höheren Wahrheit, *keiner privilegierten Beobachterposition*. Ja, sie gilt nicht einmal unbedingt für die gesamte Theorie: So kann auf der Ebene einer (A) grundlagentheoretischen Konstruktion der Begriff des Systems von vielem abstrahieren, was auf (B) phänomenal-explikativer oder gar auf (C) phänomenologischer von un-

vermeidlicher Bedeutung ist: Gilt in C noch, dass die Gesellschaft als aus Menschen bestehend beschrieben wird, so kann in B gelten, dass sie aus Kommunikationen besteht. Und in A kann man von all dem abstrahierend feststellen, dass sie sich beobachtungslogisch am elegantesten als spezifische System/Umwelt-Differenz fassen lässt. Wie sehr die Aussagen auf Ebene C denen von A und B widersprechen, braucht nicht erläutert zu werden. Aber, während wir noch auf Ebene B beobachten können, dass Systeme einer Umwelt gegenüberstehen, die Störungen verursacht, die vom System auf je spezifische Weise entweder ignoriert oder beantwortet werden (bspw. wenn die Wirtschaft sich durch das Recht veranlasst sieht, neue Abgastechniken einzusetzen), so muss in A eine Formulierung gewählt werden, in der (paradoxaerweise) die Umwelt Teil des Systems selbst ist, insofern das System hier (tautologisierend) als Differenz von System (also sich selbst!) und Umwelt beschrieben wird oder eben als *Eigendifferenz* (System = System/Umwelt). Hingegen kann das oben paradigmatisch herangezogene Kommunikationsverhältnis von Recht zu Wirtschaft in A aber nicht mehr in einer soziologisch fruchtbaren Weise beschrieben werden – wohl aber in einer grundlagentheoretischen. Entsprechend kann man in A Einsichten gewinnen, die für die Konsistenz der Gesamtheorie von großem Gewinn sind.

Beschreibung und Wahrheit zeigen sich also auch hier wieder einmal als modell(ebenen)- und beobachterabhängig. Infolgedessen lässt sich an keiner Stelle so etwas wie eine ebenenneutrale oder »allgemein verbindliche« systemtheoretische Beschreibung finden. *Jede Beschreibung ist nur relativ zum Beobachter und zum Modell und zur gewählten Modellebene wahr oder falsch.* Wenn es optimal läuft, dann mag ein reflektierender theoretischer Ansatz zwar eine größere explanatorische Leistungsfähigkeit, eine imposantere Reichweite, ein höheres Auflösungsvermögen oder eine höhere Kohärenz als andere Theorien für sich reklamieren können – nicht aber eine »höhere Wahrheit«. Einem solchen Anspruch würden andere Beobachter ohnehin mit gleichem Recht entgegentreten. *Keine Theorie kann beschreiben, wie es sich »eigentlich« verhält.*

Ein letzter Vorteil gegenüber Theorien mit Überlegenheitsanspruch besteht darin, dass sich eine Theorie, der es gelungen ist, jede Ambition auf *Perfektion und Vollständigkeit* abzulegen, auch nicht mehr über die EINForderung von Letztbegründungsansprüchen unter Druck setzen lässt. Und auch heute zunehmend wieder zu findende, fragwürdige Hilfskonstruktionen wie die Integration von »Minimalontologien« werden damit hinfällig. Keine Theorie muss wissen, was auf basaler Ebene »wahr« oder »unveränderlich der Fall« ist; sie muss nur wissen, welche basalen Annahmen überhaupt als zulässig angesehen werden können und somit Sinn machen, vor allem also: mit welchen die Forschung am Besten vorankommt.

Privilegierte Beobachter?

Luhmann ging es in seinem phänomenologischen Ansatz primär nicht um »das Wahre und Richtige«, sondern darum, verständlich werden zu lassen, wie sich aus der Beobachtung einer Abweichung weitere Abweichungen ergeben.

Ein solches, schrittiges Vorgehen hat also vielerlei Vorteile, nicht zuletzt aber den, dass man so leichter im Auge behalten kann, inwieweit die Theorie eine ausreichend enge Verbindung zum Phänomen und damit zum beobachteten Beobachter aufrecht zu erhalten vermag. Auf diese Weise lässt sich aber auch die Entstehung einer Wahrheitspyramide vermeiden, an deren Spitze natürlich stets die eigene Theorie thront und an deren Sockel sich alle anderen Theorien tummeln dürfen. Innerhalb einer (wenn man so formulieren darf) »Phänomenologie zweiter Ordnung« tritt an die Stelle *privilegierter Beobachter* und Theorien die Anerkennung der *doppelten Beobachterrelativität* jeder Theorie:

- × Abhängigkeit vom Beobachter und seinen Modellen
- × Abhängigkeit vom beobachteten Beobachter und dessen Modellen

Modelle stellen also innerhalb einer Beobachtung zweiter Ordnung letztlich immer Modelle von Modellen dar. Aus all diesen Gründen gilt, dass selbst ein Beobachter, der andere Beobachter und deren Theorien mit höchster Präzision beobachten würde, es deswegen doch niemals »besser wissen« würde als diese. Wollte er es besser wissen, so müsste er nachweisen können, dass seine eigenen Beobachtungen irgendwie zuverlässiger, angemessener oder weniger irrtumsanfällig sind als die der anderen. Wie sollte er dies aber nachweisen, wenn nicht wiederum mit Hilfe einer darauf spezialisierten Konstruktion, die dann ihrerseits wieder modell- und beobachterabhängig wäre ... womit das zu lösende Problem also sofort erneut entspringen würde und so ad infinitum. Es besteht also generell ein *unauflösbarer Widerspruch zwischen der Reklamation von Überlegenheit und operativem Konstruktivismus*.

Und das ist auch gut so, denn phänomenologisch kann es innerhalb der Soziologie immer nur darum gehen, zu beobachten, wie unterschiedlich die Beobachtungen verschiedener Beobachter ausfallen und wie die Gesellschaft die daraus sich ergebenden Unregelmäßigkeiten, Paradoxien und Widersprüche verarbeitet. Natürlich stehen gerade dadurch weiterhin diverse Theorien zueinander in Konkurrenz, welcher »Wettbewerb« auch wünschenswert ist. Aber eine entsprechende Einsicht kann verhindern, dass die Theorie vergisst, dass jede (und also auch die eigene) Theorie immer nur mit *doppelter Relativität*, nämlich relativ zum beobachtenden Beobachter (zweiter Ordnung) wie zum beobachteten Beobachter (erster Ordnung) wahr oder falsch sein kann und dass Theorien stets nur mit Bezug auf ein bestimmtes *Modell*, das ihnen als Rahmen dient, angemessen beurteilt werden können.

Diese Unvereinbarkeit von *operativem Konstruktivismus* und *privilegiertem Beobachter* gilt natürlich nicht nur interwissenschaftlich, sondern auch (oder gerade?) jenseits der Wissenschaften. Beispielsweise kann ein Soziologe vielleicht feststellen, dass von der Wirtschaft ein Kunstbegriff verwendet wird, der soziologisch oder kunstgeschichtlich gesehen nicht durchzuhalten oder zu anspruchslos wäre. Aber kann es sinnvoll sein,

der Wirtschaft deswegen abzusprechen, mit Kunst umzugehen? (Etwa nach dem Muster: »Was die Wissenschaft da verkauft, ist gar keine Kunst.«) Oder sollte man etwa erklären, dass das, was der Sport unter der Semantik der »Kunst« verarbeitet, gar keine Kunst sei? Wie weit würde man damit wohl kommen? Ganz sicher nicht zu einem tieferen Verständnis der Sache beziehungsweise zu einem *Verständnis der Gesellschaft, die ja völlig ungerührt von diesen »Ungereimtheiten« zu funktionieren scheint.*

Vor allem aber kommen die Vorteile einer »second order Phänomenologie« zum Tragen, wenn es darum geht, andere Beobachter zu beobachten, *die nicht zum System der Wissenschaften gehören.* Das Wirtschaftssystem, das Rechtssystem und das Kunstsystem verstehen nunmal völlig verschiedenes unter Musik – die Musikverlage verrechnen Musik mit Geld, der Richter kümmert sich nicht um um Hit oder Flop und ignoriert völlig die Schönheit der Melodie. Das Kunstsystem fühlt sich von beidem naturgemäß unverstanden und präsentiert Kunst vor allem als außerordentliche Kreativleistung (Konfektion/Kunstwerk). Vielleicht aber beschreiben allen sonstigen Divergenzen zum Trotz sogar alle drei Systeme Musik als etwas Hörbares, das Emotionen weckt – obwohl (aus systemtheoretischer Sicht) weder das Kommunikationssystem Wirtschaft, noch das Kommunikationssystem Recht, noch das Kommunikationssystem Kunst Ohren haben oder über eine Gefühlswelt verfügen. Beschreiben diese Systeme also Musik »ganz falsch«? Eine Unterscheidung in richtig und falsch ist an dieser Stelle offensichtlich nicht angebracht. Sinn machen vielmehr Fragen, wie die, warum diese Systeme etwas so tun, wie sie es tun und wieso Gesellschaft trotz aller dieser Divergenzen, Widersprüche und Ungereimtheiten funktioniert? *Aus systemtheoretisch-phänomenologischer Perspektive geht es also primär darum, verständlich werden zu lassen, wie sich aus der Beobachtung einer Abweichung weitere Abweichungen ergeben.*

Phänomenologische Systemtheorie bedeutet also auch, in jeder Beobachtung die Relativität und Abhängigkeit der eigenen Beobachtungen mit zu berücksichtigen. Es geht ihr also darum,

- ✦ zu beobachten, *wie* andere beobachten
- ✦ zu erklären, *warum andere* so beobachten, wie sie beobachten
- ✦ festzustellen, *warum die Systemtheorie* zu anderen Resultaten kommt als andere Beobachter und wie sich das in einer Theorie verarbeiten lassen könnte.

Es müssen also permanent verschiedene Ebenen, Modelle und Beobachter unterschieden werden. Man kann dann zunächst z.B. einfach nur festhalten, *dass* und *wie* andere Systeme mit Kunst umgehen und *wieso* dies funktioniert, obwohl das Recht, die Religion und das Kunstsystem jeweils etwas anderes darunter verstehen. An derartigen Beispielen der Beobachtung von Beobachtern ist durchweg erkennbar, dass – entgegen geläufigen Darstellungen – *eine phänomenologische Theorie sich nie als Ganze in ihre Beobachtungen einträgt* (vgl. Theoriekontamination, oben S. 28). Das Phänomen bleibt zunächst theoriebezogen *subkontaminiert* und damit jede phänomenale Beobachtung durchführbar und fruchtbar. Wenn es also durchaus zu Recht heißt, dass eine Theorie stets alles in ihrem eigenen Licht sieht, so muss dies keineswegs bedeuten, dass die Begrifflichkeiten, Theoreme und Modellierungen einer Theorie sofort auf *jede* Beobachtung (von Beobachtern) durchgreifen (Vollkontamination). Es besteht immer die Option, sich zunächst subkontaminiert auf die Art

und Weise einzulassen, wie andere beobachten. (Vgl. hierzu nochmals das oben auf S. 26 zur Epoché Gesagte.)

Die Referenz der Beobachtung

Wenn die Wirtschaft von »Gewinn« spricht, so meint sie damit nicht gerade etwas, das mit dem übereinstimmt, was die Religion oder das Recht oder der Sport »Gewinn« nennen. *Wie* aber beeinflussen diese semantischen Divergenzen der Systeme die Kommunikation zwischen ihnen? Diese »Wie-Frage« wird also phänomenologisch gerade dann interessant, wenn Widersprüche, Antagonismen und andere Unstimmigkeiten ins Blickfeld geraten. Es geht der Theorie also nicht darum, Unstimmigkeiten zu bereinigen, *sondern darum, zu verstehen, warum Kommunikation und Erleben trotz all dieser Ungereimtheiten funktionieren.*

Aussagen, die unreferenziert nebeneinander stehend widersprüchlich erscheinen würden, verlieren diese Widersprüchlichkeit, sofern es die Systemtheorie als Theorie der Beobachtung von Beobachtern nicht versäumt, mit jeder Aussage auch die Referenz, also denjenigen Beobachter zu benennen, auf den bezogen eine Aussage jeweils gelten soll. Man benötigt z.B. nur eine Minimum an Theorie, um sehen zu können, dass der Gesellschaftsbegriff immer auch etwas mit Kommunikation zu tun haben sollte. Man muss diese Beobachtung aber sehr stark mit Theorie aufladen (und zwar: mit einer speziellen Theorie!), um zu der Aussage gelangen zu können, dass *nur die Kommunikation kommunizieren kann*. Die subkontaminierte Feststellung, dass soziale Systeme die Gesellschaft regelmäßig als aus Menschen bestehend beschreiben, kann dann widerspruchslos neben der systemtheoretisch vollkontaminierten Bekundung stehen, die behauptet, die Gesellschaft bestehe nicht aus Menschen, sondern nur aus Kommunikationsoperationen. Wissenschaftliche Aussagen sind also zwar immer mit Theorie aufgeladen – aber unterschiedlich stark. Jede Beobachtung findet zwar im Lichte einer Theorie statt, aber sie kann einmal schwach, ein andermal stärker oder auch vollkontaminiert sein. *Theorieaufladung* zeigt sich somit als etwas durchaus Relatives, immer nur Graduelles.

Phänomenologische Theorien, die über das oben dargelegte Design verfügen, bedürfen weder der Annahme »eines letzten Seins« noch eines alles andere begründenden »Absoluten«, eines »letzten Grundes«, auf dem alles andere aufbaut. Schon der Ruf nach *Letztbegründungen* sollte heute vielleicht eher Skepsis hervorrufen. Keine Theorie, der es gelingt, sich damit anzufreunden, dass sie irgendwann einfach als überholt gelten wird, benötigt heute noch Letztbegründungen oder ontologische Reservate. Die Frage nach *Wahrheit* oder der *Richtigkeit einer Theorie* verliert dadurch keineswegs an Bedeutung. *Aber sie muss nicht länger verbunden sein mit der Frage nach einem Endgültigen, Absoluten, Letzten, nach Perfektion oder lückenloser Geschlossenheit.* Von wem immer dergleichen eingefordert wird – es sollte genügen, diesem Anspruch statt mit einer umfassenden Rechtfertigung einfach mit einem Schulterzucken zu antworten.

Hinweise zur Literatur

Aufgrund vielfacher Nachfrage findet sich in der folgenden, systematischen Bibliographie eine Nennung jener Texte, die eine zentrale Rolle für ein Verständnis des Essays spielen. Die Aufzählung der insgesamt verwendeten Literatur schien mir weder sinnvoll (sie wäre zwangsläufig willkürlich ausgefallen) noch notwendig. Texte etwa von Bateson oder Spencer Brown sind hier nicht aufgeführt, da es im vorliegenden Text nicht um deren Modelle geht, sondern nur um deren systemtheoretische Adaptionen. Auch die von vielen Systemtheoretikern favorisierten Heider-Medien wurden hier wegen bekannter Defizite nicht behandelt (vgl. hierzu: [Luhmann, McLuhan und der Graf von Monte Christo](#)). Die Auswahl systemtheoretischer Texte beschränkt sich auf die zum näheren Verständnis für den Text unverzichtbaren. Der Leser wird sich zu Recht nicht auf diese beschränken. Neben weiterer systemtheoretischer Literatur halte ich die Klassiker für unverzichtbar zu einer Vertiefung des Themas, insbesondere Descartes, Kant, Hegel und Dilthey. Hinsichtlich moderner wissenschaftstheoretischer bzw. erkenntnistheoretischer (vor allem konstruktivistischer) Werke wird es keiner Empfehlungen bedürfen.

Phänomenologie

Husserl, E. (1928): Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins.

In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung 9, S. 367-496.

_____. (1950): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie (Ideen I). In: W. Biemel (Hrsg.), Husserliana (Bd. III,1). Den Haag.

_____. (1966): Analysen zur passiven Synthesis. In: M. Fleischer (Hrsg.), Husserliana (Bd. XI). Den Haag.

_____. (1972): Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik. Mit einem Nachwort von Lothar Eley. Hrsg. von L. Landgrebe (4. Aufl.). Hamburg.

_____. (1984): Logische Untersuchungen. In: U. Panzer (Hrsg.), Husserliana (Bd. XIX,1). Den Haag.

Phänomenologische Systemtheorie

Luhmann, Niklas, Macht. Stuttgart 1975.

_____. Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: J. Habermas & N. Luhmann (Hrsg.), Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? (S. 25-100). Ffm. 1979

_____. Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen. In: Ders., Soziologische Aufklärung (Bd. 3, S. 35-49). Opladen 1981.

_____. Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Ffm. 1984

_____. Systeme verstehen Systeme. In: N. Luhmann & K. E. Schorr (Hrsg.), Zwischen Intransparenz und Verstehen. Fragen an die Pädagogik (S. 72-117). Ffm. 1986.

- _____. Autopoiesis als soziologischer Begriff. In: H. Haferkamp & M. Schmid (Hrsg.), Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme (S. 307-324). Ffm: 1987.
- _____. Die Autopoiesis des Bewußtseins. In: A. Hahn & V. Kapp (Hrsg.), Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis (S. 25-95). Ffm: 1987
- _____. Was ist Kommunikation? Information Philosophie 1, (1987), 4-16.
- _____. Die Wirtschaft der Gesellschaft (2. Aufl.). Ffm. 1989.
- _____. Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität. In: Ders., Soziologische Aufklärung (Bd. 5, S. 31-58). Opladen 1990.
- _____. Die Wissenschaft der Gesellschaft. Ffm. 1990.
- _____. Identität - was oder wie? In: Ders., Soziologische Aufklärung (Bd. 5, S. 14-30). Opladen 1990.
- 261
- _____. Die Kunst der Gesellschaft. Ffm. .1995.
- _____. Die Gesellschaft der Gesellschaft. Ffm. 1997

Wasser, Harald, [Sinn – Erfahrung – Subjektivität](#). Würzburg 1995.

- _____. [Psychoanalyse als Theorie autopoietischer Systeme](#), in: Soziale Systeme 2/1995.
- _____. [Luhmanns Theorie psychischer Systeme und das Freudsche Unbewusste](#). Zur Beobachtung strukturfunktionaler Latenz. In: Soziale Systeme 2/2004.
- _____. [Luhmann, McLuhan und der Graf von Monte Christo](#). Ein medientheoretisches Essay. [hauptsache-philosophie.de](#) 2005.
- Vortrag zum Gehirn, der Psyche, dem Bewusstsein und dem Unbewussten, mit Bezügen zur klinischen Psychologie und Neuropathologie – und natürlich zu Luhmann. Gehalten am 4.9.2006 im Institut für systemische Studien in Hamburg.
- (Alle Texte zum Download auf: [hauptsache-philosophie.de](#).)

Dekonstruktivismus

- Derrida, Jacques, Grammatologie, Ffm. 1974.
- _____. Die Schrift und die Differenz. Ffm. 1976.

Neo-Dekonstruktivismus, systemtheoretischer

- Fuchs, Peter, Die Dominanz der Verlautbarungswelt und die Erreichbarkeit des Bewußtseins, in: texte, psychoanalyse, ästhetik, kulturkritik, Jg.17. H.3., 1997, S.58-66.
- _____. Das Unbewußte in Psychoanalyse und Systemtheorie, Die Herrschaft der Verlautbarung und die Erreichbarkeit des Bewußtseins, Frankfurt (Suhrkamp) 1998.
- _____. Die world in der Welt des World Wide Web, Medienobservationen 1999 (<http://www.medienobserva->

[tionen.uni-muenchen.de/](http://www.aktion.uni-muenchen.de/)).

____. Das Unbewusste in der Systemtheorie, in: Buchholz, M.B./Gödde, G. (Hrsg.), Das Unbewusste in aktuellen Diskursen, Anschlüsse, Gießen 2005, S.335-360.

Psychoanalyse

Freud, Sigmund, Das Ich und das Es. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XIII, S. 235-291). London.

____. Jenseits des Lustprinzips. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XIII, S. 1-69). London.

____. Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. (Kap. XXV behandelt die »Angst«.) In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XI). London.

____. Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XV). London.

____. Abriss der Psychoanalyse. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XVII, S. 63-138). London.

256

____. Die Traumdeutung. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. II/III, S. 1-626). London.

____. Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. VIII, S. 230-238). London.

____. Das Unbewußte. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. X, S. 263-303). London.

____. Triebe und Tribschicksale. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. X, S. 209-232). London.

____. Das Unheimliche. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XII, S. 229-268). London.

____. Die Verneinung. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XIV, S. 9-15). London.

____. Hemmung, Symptom und Angst. In: A. Freud u.a. (Hrsg.), Gesammelte Werke (Bd. XIV, S. 111-205). London.